

Martin Roos

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Madagaskar

vom 18. Oktober 1999 bis 15. Januar 2000

**Manao ahoana i Madagasikara?
Wie geht es, Madagaskar?**

Geschichten vom sechsten Kontinent

Von Martin Roos

Mit der Heinz-Kühn-Stiftung vom 18.10. 1999 bis zum 15.1. 2000 in
Madagaskar

Inhalt

Der Haifischzahn

Jesus ist auch Madagasse

Da, wo der Stein steht

Voilà le Père

Mikado im Wald

Zeige nie mit dem Finger auf ein Chamäleon

König David

Der Dichter mit dem Löckchen

Tot und lebendig

Alles Märchen

Wer hat Angst vorm weißen Mann?

Zugfahren

Monsieur, Pousse-pousse?

Krank vor Madagaskar liegen

Ein Christkind namens Fara

Die Hoffnung heißt „morgen“

Salut Vazaha

La bonne

Misaotra – Danke

Der Haifischzahn

Im Norden Madagaskars schenkte mir ein Mädchen einen Haifischzahn, einen Talisman, den ich fortan um den Hals trug. Er half mir, einen Helden zu treffen und das Christkind zu entdecken. Er half mir, König David zu sprechen, Chamäleonjäger zu begleiten, Saphire zu suchen, Piratengräber aufzustöbern und Robinson tanzen zu sehen. Er half mir, Gebirge zu besteigen, Wüste und Busch zu durchschreiten und den Wind im Rauschen der Wellen zu fangen. Er half mir auch, als ich krank war, und er half mir, als ich auf regenüberflutetem Lateritboden mit dem Minibus fast weggespült wurde. Nur einmal versagte er. Er konnte den Tag nicht aufhalten, an dem ich Madagaskar verlassen musste.

Jesus ist auch Madagasse

Die Pension, in der ich wohne, wird nicht ausgeraubt. Als ich Père Raymond einmal fragte, warum die Kirchgänger in Madagaskar's Hauptstadt Antananarivo, kurz Tana, abends nach der Sechs-Uhr-Messe so schnell nach Hause gingen, sagte er, sie hätten Angst, Diebe könnten in ihr Haus einbrechen. Ich habe dergleichen nicht befürchtet. Ob dies nun mit meiner Gutgläubigkeit oder mit meinem guten Glauben zusammenhinge, wollte ich Père Raymond nicht fragen. Ich bin nicht katholisch, nicht religiös, geschweige denn fromm.

Père Raymond Rambatoson ist Pfarrer der Gemeinde, in der ich wohne. Für einen Madagassen ist er mit fast 1,80 Meter groß. Seine dunklen, kurzen Haare haben sich bereits zu einem Kranz um das freundliche Gesicht gelegt. Deutschland kennt er, hat dort Theologie studiert. In Tana hielt er einen Gottesdienst sogar schon mal auf Deutsch. Die deutschsprechende Gemeinde in Tana ist so klein nicht. Es gibt mehr als ein Dutzend deutsche Entwicklungshelfer, Germanisten an der Universität und viele madagassische Studenten, die zum Teil ausgezeichnet deutsch sprechen. Das „Cercle Germano-Malagasy“ (CGM), das Deutsch-Madagassische Kulturcenter in Tana, besuchen viele einheimische Schüler, die einen ansprechen, ob man sich mit ihnen verabreden könne. Zum deutsch sprechen. Sagt man ja, sind manche so begeistert, dass sie zu einem Treffen nicht nur kommen, sondern sogar pünktlich sind.

Père Raymond predigt in der Eglise St. Jean-Baptiste, der roten Backsteinkirche, die, hoch gelegen auf dem Hügel nahe dem ehemaligen zentralen Markt Zoma, immer wieder als Motiv auf den Postkarten Tanas auftaucht. Die vier Gottesdienste, zwei madagassische, zwei französische, sonntags morgens, sind immer voll. Die Leute kommen mit Kind und Kegel, sind gut angezogen, höflich und singen sich voller Freude die Kehle aus

dem Hals. Vor allem am Heiligen Abend bewiesen sie es eindrucksvoll. Vier Stunden lang lauschten, niesten, flüsterten, quatschten und klatschten sie und ich auf engen Holzbänken. Mindestens acht verschiedene Chöre und Gruppen sangen Gospel und Kirchenlieder. Während die Kinder in den ersten Reihen ihre nackten Füße zur Musik wippen ließen, blinkte eine bunte Lichterkette auf einem kleinen Plastikweihnachtsbaum unter der Kanzel im Takt. Junge Leute der Kirchengemeinde spielten die Weihnachtsgeschichte. Das Publikum war begeistert, verteilte Szenenapplaus für den diktatorisch auftretenden Herodes, für Maria, für Josef und vor allem für den Star der Truppe: Den Jesusdarsteller – ein echtes Baby, ein madagassisches. Als ich diesen madagassischen Heiland sah, fiel mir auf, dass ich neben dem Herrn am Kreuz der einzige „Vazaha“, der einzige Weiße, an diesem Abend war.

Um Mitternacht liefen wir in einem singenden Pulk die Gassen hinauf zur Kathedrale, in der der Erzbischof von Tana, Kardinal Armand Gaëtan Razafindratandra, vor laufenden Fernsehkameras fast zwei Stunden nun für die ganze Republik die Messe las. Gloria in excelsis deo. So heilig fühlte ich mich an Weihnachten noch nie.

Da, wo der Stein steht.

Meine Pension liegt in dem Stadtteil Ambatomitsangana. Außer dem regelmäßigen Stromausfall gab es in meinem Haus noch nie etwas Düsteres. Nichts. Gar nichts. Kommt man vom Zentrum, führt von der Hauptstraße ein kleiner Weg nach rechts. Ein Weg aus rotem Laterit. Ein schmaler Weg, der bei Regen sehr rutschig und fast unpassierbar wird. Er ist so unauffällig und für den Hauptverkehr so unbedeutend, dass ihn vor allem die Männer zu jeder Tageszeit als Toilette fürs kleine Geschäft nutzen.

Hat man ihn durchschritten, erreicht man nach fünfzig Metern meine Pension, ein Haus aus Stein mit roten Holzverschlagen, einer Küche, einem Wohn- und Esszimmer, drei Gästezimmern mit schlichter Möblierung und Fußböden aus Palisander, zwei Hausmädchen, einem Nachtwächter und zwei Katzen.

Ambatomitsangana heißt wörtlich übersetzt „Da, wo der Stein steht“. Wo dieser stehende Stein geblieben ist, weiß keiner mehr. Ambatomitsangana ist heute ein großer Wohnhügel, einer von vielen in Tana. Wie in der ganzen Stadt, feiern auch hier Hunde, Katzen, Hähne und Hühner nachts wilde Partys. Haben die Hunde aufgehört zu kläffen, schlägt die Stunde der Katzen, und wenn die sich müde gejault haben, hat der Hahn schon längst von Ferne den Ruf irgendeines Artgenossen vernommen und antwortet in schiefen Akkorden. Dem madagassischen Durchschnittsschläfer scheint das nicht viel auszumachen. Gegen sechs, sieben Uhr abends wird es während der Regenzeit dunkel,

spätestens gegen 22 Uhr geht dann auch im Schlafzimmer das Licht aus, und wenn die Sonne sich gegen fünf Uhr morgens zurückmeldet, ist auch der Madagasse ein, zwei Stunden später wieder wach. Gefrühstückt wird französisch, Tee oder Café, Baguette, Butter, Marmelade, meistens Pflaumenmus. „C'est tout“. Jeden Morgen. Seitdem ist mir klar: Wenn Gott wirklich in Frankreich lebt, lässt er das Frühstück sausen und freut sich auf das Mittagessen.

Mittags und abends gibt es fast immer Reis, oft mit Gemüse oder Suppe, manchmal in Kombination mit Zebu, Schwein, Pute, Ente, Huhn, Fisch, Krabben, Krebsen oder Langusten, gegrillt, gebacken, gekocht. Oder auch mit Früchten. Die reicheren Leute kaufen im Supermärkten wie „Champion“ ein, die Ärmeren auf dem Markt oder bei fliegenden Händlern. Fast jeden Morgen um sieben nähert sich der Pension eine helle, quakende, laute Stimme. Nicht weiblich, nicht männlich. Ein merkwürdiges Geräusch, als ob jemand zum ersten Mal in irgendein Blechinstrument bläst. Es ist ein Händler, der durch das Viertel zieht, um Blumen, Mangos, Bananen, Litschis, Erdbeeren zu verkaufen. Vor allem vor Erdbeeren hatte ich Respekt. In der Zeitung war zu lesen, dass sie mit Schweinemist gedüngt und daher mit Würmern verseucht seien. Als ich dann einmal abends bei meiner Vermieterin Aina Erdbeeren vorgesetzt bekam, war mir schon mulmig, bevor ich auch nur eine gegessen hatte. Doch was einem schmeckt, bekommt einem meistens auch, und auch deswegen konnte ich Wochen später wohl problemlos von den Gerichten der kleinen Garküchen auf der Straße in Diego-Suarez essen.

Von meiner Pension bis zum Zentrum, der Avenue de l'Indépendance und dem gleichnamigen Platz, lässt es sich leicht hinunterlaufen. Etwa zehn bis fünfzehn Minuten zu Fuß. Nachts vermied ich Fußmärsche. Wie in den übrigen Stadtteilen Tanas, wirken die Straßen in Ambatomitsangana nach Einbruch der Dunkelheit nicht unbedingt einladend. Fast niemand ist zu sehen. Nur ab und zu flackert am Straßenrand aus einer Tonne ein Feuer. Schaut man genauer hin, sieht man ein paar Schatten um die Flammen herumspringen. Irgendwelche armen Kerle, die kein Heim haben und sich nachts draußen in Hauseingänge und Ecken kauern.

In Ambatomitsangana wohnen nicht nur arme Leute, Hunde, Katzen, Hühner und Stipendiaten. Auch der Sohn des alten „de Heaulme“ macht es sich hier gemütlich. Er wohnt gegenüber meiner Pension in einem eher unauffälligen, weißen, viereckigen Haus. Die „de Heaulmes“ sind Franzosen, die bereits zur Kolonialzeit auf der Insel lebten. Dem Alten gehört nicht nur der Berenty-Nationalpark in Fort Dauphin, im Süden des Landes, sondern auch noch diverse Immobilien, darunter ein Hotel und ein Restaurant. Ganz zu schweigen von den Besitzungen seiner Kinder. Seine Tochter, beispielsweise, führt das schicke und angenehme Hotel Lakana Vezo in Ifaty bei Tuléar.

Der Sportwagen des Juniors steht in Tana seit Monaten unbewegt vor seiner Haustür. Angeblich ist der Schlitten zu tief gebaut und kann den löchrigen Weg hinauf zur Hauptstraße nicht mehr passieren. Aina schimpft über ihn. Der junge „de Heaulme“ hätte kein Benehmen, sagt sie, benimmt sich den Madagassen gegenüber, als ob Frankreich noch der Kolonialherr sei. Fahre man beispielsweise auf dem schmalen Lateritweg vom Haus auf die Hauptstraße, erzählt sie, gelte die Regel, dass ausfahrende Autos vor einfahrenden Vorrang haben. „De Heaulme“ halte sich nie daran und wolle immer Vorfahrt. Einmal, als sie sich wieder mal mit den Autos auf dem Weg begegnet seien und keiner vor oder zurück wollte, habe er ihr mit seinen Bekannten in der Regierung gedroht. Aina ist immer noch erbost. Doch weiß auch sie, dass das Streitereien sind, wie es sie auch in Frankreich oder im Rest Europas gibt. In Paris hat sie als Madagassin ihre Ausbildung als Krankenschwester absolviert und gearbeitet. Nach zehn Jahren kam sie in ihre Heimat zurück, wollte aber unter den schlechten hygienischen Bedingungen der madagassischen Krankenhäuser keine Krankenschwester mehr sein, erbt das Haus von ihren Großeltern und führt seitdem die Pension „Chez Aina“.

In Tana gehe ich zu Fuß, nehme ein Taxi-Bé, einen kleinen Bus, oder fahre Taxi. 5000 Franc Malgache kostet eine Taxifahrt durch die Stadt, keine zwei Mark. Ohne Handeln geht nichts. Es gibt keinen Taxameter. Wenn man Pech hat, zu touristisch aussieht oder sich einfach nicht aufs Handeln versteht, zahlt man mehr, manchmal das Doppelte. Die Fahrt in solchen verrumpelten und verrosteten Autos ist ein Erlebnis. Es riecht oft übel, manchmal hat man das Gefühl, dass das Auspuffrohr direkt mit der Lüftung verbunden ist. Die Nase aus dem Fenster zu hängen, hat kaum Sinn. Draußen stinkt es nach einer Mischung aus Abgasen, Urin, Kot und allerlei Küchengerüchen. Die Taxis, fast alles ausrangierte, französische Modelle, haben keine Gurte, keine Federung, die Polster sind verschlissen, das Armaturenbrett abgerissen, die Türen klemmen fast immer. Manche Scheiben sind gesprungen, zerschlagen oder fehlen ganz, und bei nicht wenigen Taxis kann man durch die rostige Karosserie auf den Boden gucken. Oft gibt es nicht einmal mehr ein Zündschloss. Dann wird per Kabel gezündet. Manchmal fehlt Benzin. Ist auch der Reservekanister leer, wird der Fahrgast mit Bedauern aufgefordert, ganz auszusteigen und ein neues Taxi zu nehmen; oder er wird gebeten, bis zur nächsten Tankstation mitzuschieben. Dann wird getankt, zwei, drei Liter, innerhalb von Sekunden, und die Fahrt geht weiter. Warum er nicht mal mehr tanke, fragte ich einmal den Fahrer. „Damit abends nicht zu viel oder am besten gar nichts mehr im Tank ist“, war seine Antwort.

Mundfaul sind die Fahrer nicht. Manche fragen einen aus, als ob sie noch nie einen Weißen gesehen hätten. Alles wird gefragt. Zuallererst ob man Tourist sei. Sagt man nein, ist man in ihrer Achtung bereits gestiegen. Wenn man dann zu erkennen gibt, dass man kein Franzose sei, schauen sie einen an, als ob man eine

Prüfung bestanden hätte. Wenn ich dann sage, ich sei Deutscher, heißt es jedoch nur „Aha“. Für sie liegt Deutschland irgendwo in Europa. Mehr wissen sie oft nicht. Höchstens Hitler kennen sie.

Geschickt ist es, den Taxifahrer mit einem wohlklingenden „Manahoana“ – „Wie geht’s“ zu begrüßen. Wenn man es noch schafft, anschließend „Ambatomitsangana“ auszusprechen, dürfte es keine Verhandlungen mehr über den Fahrpreis geben. „Manahoana“ und „Ambatomitsangana“ möglichst akzentfrei und schnell nacheinander auszusprechen, hat mich viele Stunden gekostet. Für manche Fahrer war meine Kenntnis dieser beiden Wörter ein unfehlbarer Beweis, dass ich schon seit langer Zeit in dem Land leben musste. Andere glaubten sogar, dass ich fließend Madagassisch sprach. Ich musste dann nie mehr als 5000 Franc Malgache zahlen. Selbst wenn ich zugab, dass ich höchstens noch ein Wort konnte, „veloma“ – „Tschüss“, wurde mir anerkennend zugenickt. Später lernte ich auch mal einen ganzen, zusammenhängenden Satz auswendig, der großen Erfolg bei den Taxifahrern hatte: „Fitiavanao ve nomenao aho, asambarana no mitodika amiko“ – „Wenn du mir Deine Liebe schenken würdest, wäre ich sehr glücklich“.

Nachts ist es in Tana nicht ungefährlich, insbesondere Taxifahrer sollen Opfer von Überfällen sein. Sie nehmen deswegen zum Schutz eine Begleitperson mit. Wer keinen Freund hat, fragt seine Frau oder Freundin, auch wenn das wohl manchmal weniger sicher als vielmehr unterhaltsam ist. Nachts steigt man also oft in ein Taxi, in dem vorne zwei Personen sitzen. Eine unangenehme Situation. Zwei gegen einen. Sind die harmlos? Werden die mich übers Ohr hauen? Werden die mich überfallen? Oder werden die mich wirklich einfach nur nach Hause bringen? Oft kam es mir aber so vor, als ob die zwei im Taxi erleichterter waren, mich zu sehen als ich sie. Ein Vazaha, eine Weißer, bedeutet kaum Gefahr.

Mir allerdings nahm das nicht meine Bedenken. „Wie viele Tankstellen gibt es auf dem Weg bis zu ihrer Pension?“, fragte mich einmal nachts ein Fahrer. Was sollte diese Frage? Entscheidend ist doch wohl immer nur, wo die nächste ist, dachte ich. Er wollte prüfen, ob ich mich auskenne. Vier, sagte ich, und ergänzte, dass, falls er noch eine fünfte suchte, diese hundert Meter nach meinem Haus gegenüber der großen Apotheke zu finden wäre. Er nickte und fragte noch einmal, wo ich genau hinwollte. „200 Meter nach der Brücke, neben dem Restaurant „Le Restaurant“, da lassen Sie mich raus“, sagte ich. Dann war Ruhe.

Auf der kleinen Brücke vor meiner Pension haben sich die Ärmsten des Stadtteils hundehüttengroße Buden und Baracken aus Pappkarton, Blech, Brettern, Plastik und alten Leinen zusammengeflickt. Ich habe mich an den Anblick gewöhnt. Tagsüber, wenn die Sonne auf die Lumpen scheint, sieht es noch trostloser aus. Ich kenne die Bewohner. Die Männer sind meistens betrunken. Es sind sieben bis acht Familien, die in diesen Baracken leben. Manche von ihnen sind

Stadtnomaden, Wanderer, die durch den Staub und den Dreck der Straßen ziehen. Wie lange sie an einem Ort bleiben, wissen sie selbst nicht. Sie wohnen so lange auf der Brücke bis sie wieder spurlos verschwinden. Alles in ihrem Leben ist provisorisch, brüchig. Die meisten haben die dörfliche Armut hinter sich gelassen und sind in der Hoffnung in die Stadt gekommen, dass es ihnen hier besser gehen wird. Nun hat sie die Stadt verschlungen. Sie ist ihre neue arme Welt.

Ich könnte in die sicheren Viertel, zum Beispiel nach Ivandry, ziehen, wo viele Ausländer und Entwicklungshelfer ihre Büros haben. Oder nach Ambatobe, Ambohibao oder in die Cité Planton, wo hinter großen Zäunen und Hecken, die Konsule, Diplomaten, Vazahas, aber auch reiche Madagassen wohnen, die zum Urlaub und Einkaufen gerne mal nach Paris jetten. Ein madagassisches Ehepaar, das ich in Ambatobe kennenlernte, besaß acht Töchter, alle unter 18 Jahren, für die sie bereits jetzt acht Häuser gebaut haben. Ein neuntes ist im Bau. Seit drei Jahren. Nur das Feinste wird in dieser neunten Villa installiert, jedes Detail mit europäischen Spezialisten besprochen. Selbst der Rasen wird nicht gesät, sondern irgendjemand hockt wochenlang im Garten, um mit der Hand Stecklinge für eine schöne Grasfläche in den Boden zu drücken.

Ich wollte in Ambatomitsangana wohnen. In einer normalen, madagassischen Straße. In einem madagassisch traditionellen Haus. Anders konnte ich das Gefühl, in Antananarivo zu leben, der „Stadt der Tausend“, die heute schätzungsweise zwei Millionen Einwohner hat, nicht näher kennen lernen.

Voilà le Père!

Im Colbert ist die europäische Welt in Ordnung. Das edle Hotel liegt in einer kleinen Seitenstraße in der Oberstadt Tanas gegenüber vom Hauptpostamt. Hier trifft man Minister, Entwicklungshelfer, Journalisten, madagassische und ausländische Geschäftsleute. In der Patisserie nebenan essen Touristen beste französische Croissants und auf der Terrasse des Colberts warten madagassische Damen auf Kundschaft. Aufpasser halten die Straßenkinder davon ab, sich vor dem Hotel Bonbons zu erbetteln. 50 Meter weiter verkaufen junge Kerle auf der Place de l'Indépendance die neuesten englischen, französischen, italienischen und deutschen Zeitungen, die sie sich aus Flugzeugen vom Airport in Tana haben besorgen lassen. Überall auf dem Platz sind Straßenkinder und Mütter mit Babys, manche mit ihren eigenen, manche mit geliehenen. Sie alle betteln. Auch die Kleinsten, zwei-, dreijährige. Beim Gehen müssen diese sich manchmal gegenseitig stützen, weil sie noch nicht richtig laufen können. Andere, vier- bis fünfjährige, tragen ihre kleineren Geschwister auf dem Rücken. Ein Mann mit gelähmten Beinen schleift sich mit seinen Händen über den Bürgersteig. Ein anderer hat keine Beine mehr und schiebt direkt seinen Rumpf auf dem Stra-

Benasphalt vor sich her. Wieder ein anderer lässt sich zum Betteln durch die Reihen der im Stau stehenden Autos von einem Freund auf dem Rücken tragen. Blinde und zahnlose Sänger, Souvenirverkäufer, Schuster, Gemüsehändler und Musiker hocken auf der „Escalier Ranavalona I“, der Treppe, die den ehemaligen zentralen Markt, den Zoma, mit der Oberstadt verbindet. Einer bläst Mundharmonika, auf dem Boden hockend. Seine spindeldürren Beine tragen ihn nicht mehr. Die Mundharmonika ist auf der Gitarre befestigt, die in seinem Schoß liegt. Obwohl er keine Hände hat, spielt er Mundharmonika und Gitarre zugleich. Dort, wo andere Hände haben, laufen seine Arme in einem fingerdicken Fortsatz zusammen. In den einen hat er sich eine Spange geklemmt und rattert damit über die Gitarrensaiten. Mit dem anderen Arm stützt er sich auf den Gitarrenhals und bedient die Tonart. Vor ihm liegt ein Hut. Auch die armen Passanten geben ihm Geld.

Nur die wenigsten der Mütter, Kinder und Krüppel sind aufdringlich, keiner von ihnen aggressiv. Sie wirken fast freundlich, und wenn man mit ihnen spricht, lächeln viele und freuen sich. Die Straßenbewohner stellen sich gerne für ein Foto auf, erwarten aber, dass sie dafür bezahlt werden. Die Kinder erkennen sofort, wenn ein Vazaha neu in der Stadt ist. Dann holen sie ihre Geschwister oder Freunde, stellen sich eng umschlungen in ihren Lumpen zusammen, strahlen und rufen: „Photo, Photo“. Nur die wenigsten drücken dann nicht ab, erkennen nicht oder zu spät die Perversität dieser Inszenierung eines idyllischen Elends.

Die Armen wohnen alle irgendwo auf der Place de l'Indépendance, in Ecken und Nischen. Manche Kinder sind vor ein paar Jahren womöglich noch zu Zaza Faly („glückliches Kind“) gegangen. Zaza Faly war ein deutsches Kinderstraßenprojekt, ein Haus, etwa einen Kilometer von der Place de l'Indépendance entfernt, in dem die Kinder tagsüber zu essen bekamen, sich waschen, Unterricht nehmen und spielen konnten. Ein Skandal, der bis heute nicht geklärt ist, hat das Projekt zu Fall gebracht. Deutsche Mitarbeiter sollen Kinder sexuell misshandelt haben. Das Nachfolgeprojekt, ONG Manda, das jetzt unter madagassischer Leitung steht, finanziell aber immer noch von der Berliner Organisation des ehemaligen „Zaza Faly“ unterstützt wird, ist kleiner. Etwa 40 Kinder werden tagsüber in dem Gebäude, in der Nähe der Route de l'Université, betreut. Für die Straßenkinder der Oberstadt ist dieses Gebäude zu weit weg. Und nur wenige kennen es. Dafür kennen sie alle Père Pedro.

Wie jemand, der nach einer Axt greift, drückt Pedro Opeka einem die Hand. Bei allem, was er sagt, funkeln lebhaft seine blauen Augen. Den kantigen Schnitt des Gesichts hat er von seinen slowenisch-argentinischen Eltern geerbt. Seine Stimme ist dunkel und kräftig. Wenn er lacht, glänzt die obere Zahnreihe in der Sonne. Allein sein grauer gepflegter Bart scheint nicht ganz zu seinen kurzen, noch immer braunen Haaren zu passen. Er bewegt sich

schnell, ist voller Energie, gestikuliert dynamisch. Er ist schlank und wirkt sportlich. Über dem blauen Hemd und dem roten Pullunder hängt an einer silbernen dünnen Kette eine kleines Kreuz.

Seit mehr als 30 Jahren ist Père Pedro in Madagaskar. Jetzt lebt er am östlichen Rand Tanas. Vor zehn Jahren wohnten in dieser Gegend die Elendesten der Armen, sie vegetierten vor sich hin, auf Müllhalden, zwischen Tierkadavern und Seuchen. Sie kamen einst vom Land, aus Dörfern weit abgelegen der Hauptstadt. Sie kamen mit dem Traum, in der großen Stadt ihr Glück zu finden. Doch sie landeten auf den Müllhalden und begannen, sich irgendein Dach über den Kopf zu bauen, irgendeine Hütte, eine Baracke, irgendeinen Winkel. Sie bastelten sich ihre Bleibe mit dem, was sie auf den Müllbergen fanden. Ein Loch entstand neben dem anderen, eine Hütte neben der anderen, ein Weg, eine Straße und noch eine. Dann vielleicht eine Kreuzung, an denen die Wege und Straßen in verschiedene Himmelsrichtungen liefen und sich woanders neu verästelten. Ganze Dörfer wuchsen aus dem Dreck, ohne einen einzigen Nagel, ohne einen einzigen Ziegel, ohne ein einziges Fenster mit Scheiben aus Glas.

Entsetzt über so viel Elend rief Père Pedro damals die „action humanitaire“ ins Leben, ein Projekt, das einen nie für möglich gehaltenen Erfolg haben sollte. Zwei kleine Dörfer mit soliden und sauberen Häusern aus Stein, gepflasterten Straßen und Toiletten sind heute entstanden, Grundschulen und Mittagsküche für Tausende von Kindern, eine Bibliothek, eine Krankenstation für ambulante Behandlungen und sogar ein kleines Fußballstadion mit grünem (!) Rasen und einem Fußballteam, in dem Père Pedro den Linksaußen spielt. Mehr als 18.000 Menschen leben in den beiden Dörfern. Ein drittes ist in Bau. Nur eine Kirche mit Kirchturm gibt es noch nicht. „Das ist das letzte, was wir hier aufbauen werden“, sagt Père Pedro. Seine Gottesdienste finden regelmäßig in einer großen Lagerhalle statt.

Tausende von Arbeitsplätzen sind in den riesigen Steinbrüchen und auf den Anlagen für die Kompostierung des Mülls entstanden. Über 200 Mitarbeiter braucht Père Pedros „Association Humanitaire“ für die Bereiche Verwaltung, Gesundheit, Bildung und Schulwesen. Der Pater betont, dass dieser Erfolg nicht nur Sponsoren aus dem Ausland, wie der Europäischen Union, zu verdanken ist, sondern auch dem Aufbauwillen der Armen. Für sie ist Père Pedro der wahre Held. Er hat sie aus dem Dreck geholt. Seine Initiative war es. Selbst die madagassische Presse hat ihn im vergangenen Jahr zum „Mann des Jahres“ gewählt. Wenn Père Pedro so etwas hört, lacht er immer nur, beschämt und stolz.

Die Dörfer Akamasoa und Manantenasoa liegen mehrere Kilometer auseinander. Père Pedro besucht die Bewohner regelmäßig, oft im Wagen, mit einem Nissan-Jeep, den Prinz Albert von Monaco gespendet hat. Überall, wo Kinder stehen und den Pater sehen, winken sie ihm zu und rufen laut „Voilà le Père!“, klatschen, hüpfen, schwenken die Arme und wiederholen „Voilà le Père! Voilà

le Père!“. Père Pedro lächelt, winkt zurück. Eine Frau kommt zu ihm ans Fenster des Wagens, redet madagassisch auf ihn ein. Père Pedro hört zu, spielt dabei an dem im Zündschloss steckenden Schlüssel herum. Die Frau redet aufgeregt, beginnt fast zu weinen. Andere kommen dazu, schauen in den Wagen. Schließlich antwortet Père Pedro laut, energisch. Auf madagassisch. Die Frau hört zu. Dann Schweigen. Dann beginnt sie wieder ihre Klage. Schließlich sucht Père Pedro irgendwas in dem Ablagefach neben dem Lenkrad. Er findet 5000 Franc Malgache, keine zwei Mark, und gibt sie ihr. Die Frau nickt, verabschiedet sich und geht. „Ihre Mutter ist sehr krank. Sie befürchtet, dass sie stirbt“, sagt Père Pedro, „sie braucht einen Arzt und kann nicht bezahlen“. Er ärgert sich ein wenig. Er kann nicht immer Geld geben. Es gibt einfach zu viele, die ihn fragen. Manchmal auch ohne Grund. Trotz aller guten Taten und Hilfe bleiben die Schwindeleien, Betrügereien und Diebstähle in den Dörfern nicht aus. „So ist das halt, in der Hauptstadt und hier“, sagt er. Die Frau, die ihn um Geld gefragt hat, besucht er zwei Stunden später. Die Mutter ist wirklich krank.

„Armut ist keine Sache des Zufalls. Armut ist eine traurige Realität“, sagt Père Pedro und gibt Gas. „Vor allem die Kinder haben ein Recht auf Zukunft. Sie müssen verstehen, dass Armut nicht das Ende bedeutet. Wenn man Hilfe bekommt und sich aufrafft, kann man etwas verändern. Das haben viele bei uns bereits verstanden“. In seinem Büro in Akamasoa, in der ein Schild mit der Aufschrift „aimer, c'est partager“ – „lieben heißt teilen“, die einzige Wanddekoration darstellt, wartet ein Kamerateam auf ihn. Das slowenische Fernsehen. Jeden Tag hat Père Pedro einen Presse- oder Besprechungstermin. Er ist populär, und je größer seine Popularität wird, desto größer werden die Wachstumschancen für seine Dörfer. Dass ihr Fortbestehen allein von ihm abhängt, will er nicht hören. „Die Leute werden auch ohne mich überleben. Es wird weitergehen“. Bevor er geht, drückt er einem noch einmal die Hand, dass es kracht.

Mikado im Wald

Es gibt viele Gründe, nach Madagaskar zu reisen. Den zynischsten habe ich in einem englischen Reiseführer gefunden. „Schauen Sie sich Madagaskar an, bevor die Madagassen es zerstört haben.“ Tatsächlich ist das Land fast abgebrannt. Und das, was noch steht, brennt bereits oder wird bald brennen. Vom Flugzeug aus kann man nachts auf der Insel überall Lichtflecken sehen. Es sind keine Städte, die da leuchten. Es sind Feuer, riesige Feuer. Vor 1000 Jahren war Madagaskar noch von dichtem Primärwald bedeckt. Heute sind 90 Prozent der ursprünglichen Landfläche Steppe und Wüste. Jährlich werden 200.000 Hektar Naturwald weiter abgehackt und abgefackelt. Die Einheimi-

schen zerstören, um Bauholz zu gewinnen, Holzkohle herzustellen, oder durch Brandrodung die fruchtbaren Anbauflächen zu erhalten. Außerdem halten die Dorfbewohner in vielen Regionen Wälder, Büsche und Bäume für die bevorzugten Wohnstätten böser Geister, die nur durch das Feuer vertrieben werden können und müssen.

Größer als dieser Aberglaube ist aber die Bequemlichkeit. Denn den Wald zu plündern, ist für die Bauern die leichteste Art zu überleben und sich zu ernähren. Holz ist günstiger als Strom von Elektrizitätswerken. Die wenigsten haben ein geregeltes Einkommen, um den Strom und die dazugehörige Ausstattung wie Lampe, Herd oder Kühlschrank zu bezahlen. Was vom Wald schließlich übrig bleibt, sind artenarme Gebiete mit Sekundärvegetationen oder riesige erodierte Landflächen.

Mit Pascal Lopez besuche ich ein Waldstück in der Nähe des Nationalparks „Montagne d’Ambre“, südlich von Diego-Suarez im Norden der Insel. Im Rahmen seiner Promotion am Göttinger Institut für tropischen Waldbau, untersucht der 30jährige Deutsche mit Förderung der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) seit über einem Jahr das Potential madagassischer Sekundärwälder. Wälder, die nach großflächiger Zerstörung des ursprünglichen Waldes entstanden sind. Pascal steckt selbstgewählte Flächen im Wald ab, vermisst die Bäume, ihre Höhe und beurteilt sie. Er will herausfinden, was man mit Sekundärwäldern noch machen und wie man sie überhaupt bewirtschaften kann. Ich begleite ihn auf einer Tour. Mit dem Jeep fahren wir durch sanfte Hügelketten, auf denen sich zwischen vereinzelt stehenden, kleinen Bäumen das Steppengras im Wind wiegt und weidende Zebus ihre Hörner sanft aneinanderschlagen. Irgendwo sehe ich Tania Blixen als Fata Morgana aufsteigen und „Sehnsucht, Sehnsucht“ rufen. Madagaskar – wie ähnlich und doch so jenseits von Afrika.

Als wir wenig später durch den Wald laufen, erreichen wir eine Anhöhe. Vor uns ein Schlachtfeld. Überall liegen abgeknickte, abgehackte Bäume, wahllos verstreut wie Mikadostäbchen auf einem Spieltisch. Ein Tornado hätte wohl kaum ein schlimmeres Chaos hinterlassen. „Es wird immer weiter gerodet“, sagt Pascal, „illegal“. Selbst Strafen halten die Einheimischen nicht von ihren Taten ab. Wir kommen an einem Stapel frisch geschlagener Bäume vorbei. Irgendwo ist ein Knacken zu hören, Bauern, die sich vor uns verstecken. Sobald wir gegangen sind, kommen sie zurück.

„Man muss den Leuten, die hier wohnen, die Verantwortung für Flächen geben und sie über eine effektive und sinnvolle Nutzung der Wälder aufklären“, meint Pascal. Das sei die beste Lösung, um zu retten, was noch zu retten ist. Viele Projekte, bei denen die GTZ mit dem „Ministère des Eaux et Forets“, der madagassischen Forstverwaltung, zusammenarbeitet oder sie berät, finden bereits statt. Dazu zählen Seminare für Motivationsförderung, Entwicklung von Bewirt-

schaftungsplänen von Naturwäldern, Gründung von regionalen Fonds oder auch eine Restrukturierung der Forstverwaltung. Dennoch. Gegen die Voraussage von Spezialisten, dass in 30 Jahren auch der restliche Wald Madagaskars verschwunden sein wird, hat Pascal nichts einzuwenden. Auch gegen den Vorwurf, dass die internationalen Bemühungen um den tropischen Regenwald nicht mehr als eine Bankrottverwaltung darstellen, wehrt er sich nicht.

Wir laufen weiter und kommen in ein dichteres Waldstück. Busch. Äste schlagen uns ins Gesicht, wir springen über Bäche und steigen über rutschige Steine Böschungen hoch. Plötzlich türmt sich vor uns ein Baum auf, ein riesengroßer Baum mit einer riesengroßen Wurzel. Ein Baum, der so hoch ist, dass man seine Krone nicht sieht. Wir sind begeistert. Endlich ein richtiger Baum. Wir holen die Kamera heraus und knipsen uns vor dem Regenwaldkoloss tot.

Zeige nie mit dem Finger auf ein Chamäleon

Wochen später fuhr ich in den Süden des Landes, in die Nähe von Fianarantsoa nach Ranomafana, einem von mehr als 50 staatlichen und privaten Nationalparks. In den Parks trifft man Forscher aus allen Erdteilen. Trotz aller Naturzerstörung ist Madagaskar immer noch die Insel der biologischen Superlative, ein evolutionäres Laboratorium, ein sechster Minikontinent, ein Land, das die höchste Rate an endemischer Flora und Fauna besitzt. 64 Prozent aller Vogelarten, 81 Prozent seiner Blütenpflanzen, 98 Prozent seiner Palmen, 95 Prozent seiner Reptilien und fast 100 Prozent seiner Froscharten gibt es nur auf Madagaskar. Auf der Insel zählt man 30 Lemuren-, über 50 Chamäleon-, 62 Schlangen-, 150 Frosch-, mehr als 3.000 Schmetterlings- und bis zu 12.000 Pflanzenarten.

Es war kurz vor Mitternacht als noch ein Jeep vor der kleinen Unterkunft, in der ich in Ranomafana wohnte, vorfuhr. Zwei Engländer und ein Madagasse stiegen aus. Nach ihrem Gepäck zu urteilen, wollten sie wohl Monate bleiben. Die bleichen Gesichter der beiden Weißen schienen nicht zu ihrem Safarilook passen zu wollen. Sie wirkten brav, wenig vertraut mit der Umgebung, gehetzt und zuckend wie ans Ufer gespülte Fische. Ein Irrtum. Angus und Joe, zwei Zoologen der Universität London, sollten sich als harte Burschen im Busch, als Kämpfer für Ruhm und Wissenschaft, als abenteuerliche Forscher auf der Jagd nach dem glorreichen und seltenen „*furcifer verrucosus*“ entpuppen. Das „*furcifer verrucosus*“. Keine Ahnung, was das sein sollte. Irgendein Tier wohl, aber Angus wollte mir kein Bild zeigen. Er zögerte, als ob er mir ein Geheimnis zu verraten hätte. Dann holte ich meinen Reiseführer heraus und fand ein Foto des Tiers. Ein Chamäleon. Für mich Vollblutlaien ein stinknormales Chamäleon mit dicht aneinanderliegenden Zacken auf dem Rücken und einem Fortsatz über der Stirn, der mich an einen Ritterhelm erinnerte.

Die beiden Engländer boten mir an, sie noch in der gleichen Nacht auf Chamäleonsuche zu begleiten. Wir zogen los. Auf die Hauptstraße, den Berg hinab zum Ort Ranomafana. Es war nach Mitternacht. Die Sichel des Mondes lag auf ihrem Rücken. Angus, Joe und ihr madagassischer Begleiter Guy trugen jeweils eine Stirnbandlampe auf dem Kopf, die weit von der Hauptstraße in den Busch strahlen konnte. Joe erklärte mir, dass ich stets auf etwas Weißes achten sollte. Weiß sei nämlich das Chamäleon, wenn es schlafe oder sich ausruhe. Ich konnte in der Dunkelheit fast überhaupt nichts sehen. Die zwei Engländer wurden jedoch immer lebendiger, sprachen laut miteinander, diskutierten, wo sie wohl am besten hinleuchten müssten, schmissen sich lateinische Chamäleonnamen an den Kopf und ließen die Strahler ihrer Stirnbandlampen mit einer geschickten Kopfbewegung immer wieder durch den Busch flitzen. „Look here“, rief Joe. Alle starrten. Nichts. Nur ein im Strahler schimmerndes Blatt. „But here!“, jetzt leuchtete Joe auf der anderen Seite irgendwo in die Dunkelheit. „Furcifer pardalis! Furcifer pardalis!“ Ich sah nichts. Die anderen sprangen hinzu und leuchteten die Stelle oben auf einem Baum ab. Joe rauschte bereits ins Gebüsch und begann unter Knacken des Geästs den Baum hinaufzuklettern. Dann raschelte es, minutenlang. Ein Fluchen. Irgendwas fiel herunter. Stille. Nichts geschah. „Ich habe ihn“, rief er. Angus ließ von unten seinen Lichtstrahler durch den Baum wandern. „Ja, es ist ein furcifer pardalis“, rief Joe begeistert. Ich versuchte das Tier in der Dunkelheit ausfindig zu machen und streckte meinen Finger suchend nach vorne. „Nicht mit dem Finger auf ein Chamäleon zeigen“, meinte Guy plötzlich überaus ernst zu mir, „das ist fady!“

„Fady“ (madagassisch) kann „unheilvoll“, dann auch „tabu“ oder „verboten“ heißen. Für Madagassen ist vieles fady. Zebuköpfe und Hörner bedeuten fady. Manche Lemurenarten gelten als fady, damit sie geschützt bleiben. Friedhöfe können fady sein, und es kann sogar fady sein über fady zu sprechen. Etwas gilt als fady, das die Lebenskraft eines Menschen schwächt. So wie das Chamäleon, vor dem in Madagaskar viele Angst haben. Aussehen und Gehabe dieser seltsamen Schuppenkriechtiere beeindrucken, und manche weigern sich deshalb, das Tier anzufassen oder einzufangen. Kinder rennen sogar weinend weg, wenn sie ein Chamäleon sehen. „Auf das Chamäleon zeigen, heißt es provozieren“, erklärte mir Guy, „wenn du schon auf das Tier zeigen willst, dann nimm die Faust“.

Joe war inzwischen von seinem Baum heruntergeklettert, sein Haar zerzaust, sein Hemd eingerissen. „Furcifer pardalis“, rief er wieder. Er frohlockte. Kurz darauf entdeckte Angus ein Chamäleon, wieder irgendwo im Gebüsch. Stunde um Stunde verging. Sie entdeckten und fanden und saßen bis zum frühen Morgen in Busch und Bäumen.

Ich lief die ganze Zeit neben Guy her. Ich fragte ihn, wie es denn um seinen Respekt vor dem Chamäleon stünde. Respekt ja, sagte er, aber Angst habe er vor den Tieren nicht. Dass ein Biss des Chamäleons bei seinen Landsleuten als töd-

lich gelte, stimme einfach nicht. Er freue sich, ein Chamäleon zu fangen. Denn mit ihm könne er schließlich die bösen Geister im Wald vertreiben.

König David

„Wie heißt du eigentlich?“ Ich nannte ihm meinen Namen. „Und du? Wie heißt du?“ fragte ich. „Ah“, sagte er. Er schien sich über meine Frage zu freuen. „Kennst du die Bibel? Das Alte Testament?“ Ich nickte. „Siehst du, ich heiße wie eine der großen Figuren im Alten Testament“. Erwartungsvoll schaute er mich an. Strahlend. Der schwächliche Mann wollte doch tatsächlich meine bescheidenen Bibelkenntnisse prüfen. Viel fiel mir nicht ein. Doch dass ein Madagasse Moses heißen sollte, konnte ich mir einfach nicht vorstellen. „Du heißt David“, sagte ich. David schaute stolz, als er seinen Namen hörte, lächelte und fegte den Boden vor seiner Hütte weiter.

Drei große Zimmer mit jeweils acht Betten für Gäste hatte das Holzhaus. An der Hauptstraße, die durch das dicht, tropisch bewachsene Tal führt, hundert Meter vom Eingang des Nationalparks von Ranomafana gelegen, war es vorwiegend billige Herberge für Parkbesucher. Die Übernachtung kostete zehn Mark pro Mann, inklusive Frühstück. In der Nacht zuvor schliefen sieben Gäste in seiner Hütte. Das erste Achterzimmer hatte David allein für Johnny reserviert, meinen madagassischen Fahrer und Reiseführer, das zweite nur für mich, und alle anderen hatte er ins dritte Zimmer gestopft. Über diese Regelung schien sich David mehr als wir, die wir ihm diese Aufteilung vorgeschlagen hatten, zu amüsieren.

„Nein, ich muss nicht reich werden. Ich will gar nicht reich werden“, sagte er. Auf der Straße ratterte mit quietschendem Hänger ein Lastwagen vorbei und trug mit seinem Fahrtwind den Dreck, den David gerade weggefegt hatte, wieder zur Hütte zurück. „Ich habe doch meinen Glauben. Ich bin Christ.“ Er schaute mich eindringlich an. „Ja“, sagte er, „auf die christliche Heilserwartung baue ich mein Leben“. Dann hielt er mit dem Fegen inne. „Glaubt man in Europa nicht mehr?“ Ich zögerte. „Ihr Europäer wollt andauernd irgendetwas anderes. Andere Uhren, andere Kleidung, anderen Schmuck. Und wenn es mit Gott nicht mehr klappt, dann eben wohl auch einen anderen Gott.“ Ich schien ihm fast leid zu tun. Dann fegte er fröhlich weiter und sagte: „Madagassen lieben es, etwas zu behalten, am besten etwas fürs Leben zu behalten.“ In den Hügeln, weit hinter ihm, sah ich eine Rauchwolke aufsteigen. Irgendwo brannte wieder ein Stück Wald ab. „Ich spreche von Gegenständen“, sagte David und zeigte mir seine Uhr. Die habe er schon lange. „Aber ich spreche auch von Traditionen. Wechsel ist einfach nicht gut“. Jetzt fegte er voller Elan den Dreck auf die Straße. „Gibt es nichts, über was du dir Sorgen machen musst?“, fragte ich ihn. „Ich warte auf den Erlöser“. Er

meinte es ernst. „Hör zu“, sagte er, „hier in Ranomafana ist es schön. Ich bleibe hier. Und wenn der Erlöser es bis hierher nicht schafft und nicht kommt, dann will ich wenigstens für andere ein Erlöser sein.“ Das schien ihm als Schlusswort zu gefallen. Schweigend schwang er den Besen über die Schulter und drehte sich dem Haus zu. Dann nahm er den Besenstil wieder herunter, drehte sich um und sagte: „Weißt du was?! Wenn heute neue Gäste kommen, werde ich sie alle wieder in ein Zimmer sperren. Dann habe ich nämlich schon wieder einen erlöst. Dich von ihnen.“

Der Dichter mit dem Löckchen

Elie Rajaonarison trägt keinen Zopf, noch nicht einmal ein Zöpfchen, höchstens ein Löckchen. Und davon nur ein einziges, hinten am Hals, am Nacken, in der Senke. Aber dieses Löckchen ist eines seiner Markenzeichen. Zumindest wurde es mir so im CGM in Tana erklärt: „Suchen Sie den Dichter Elie? Sie werden ihn erkennen, der trägt so ein kleines Zöpfchen“. Nachdem ich ihn dann zwei mal weder erkannt noch gefunden hatte, lud mich Monsieur Rajaonarison telefonisch zu sich nach Hause ein. Vielleicht lag es daran, dass ich in Fianarantsoa seinen Freund, den Fotografen Pierrot Men, getroffen hatte, einen stillen, bescheidenen Mann mit chinesischem Vater und französisch-madagassischer Mutter. Fast auf der ganzen Insel hängen seine Schwarz-Weiß-Fotografien: Männer in einer Werkstatt von Manakara, Frauen aus Sahambava mit schlafenden Kindern auf dem Rücken; Bilder von weißen Hemden, die zum Trocken am Strand von Mananjary liegen, ein Pousse-Pousse-Fahrer einsam am Meer von Toamasina, ein altes, in weiße Tücher gehülltes Pärchen vor den Häusern von Soatanana, Kinder in Befeta, die mit großen Augen gen Himmel blicken, Frauen, die in Manakara auf dem Kopf einen Fisch balancieren. Elie hätte mich aber vermutlich auch ohne Referenzen eingeladen. Ich kaufte mir seinen Gedichtband „Ranitra“. Zur Vorbereitung. Ich erwartete einiges von dem Besuch, denn immerhin ist der Mann einer der bekanntesten zeitgenössischen Poeten Madagaskars.

Elie wohnt in Tanas Stadtteil Faravohitra, in einem schmalen, dreistöckigen Haus mit grünen Fensterrahmen, das auf dem Weg hinauf zum abgebrannten Palast der Königin liegt. Ein etwa zehnjähriges Mädchen öffnet mir die schmale Eingangstür. In dem Zimmer, in das Elie's Tochter mich bringt, diskutiert ihr Vater bereits mit drei jungen Männern – zwei Musikern und einem Dichter, wie sich später herausstellt. Ein Sofa, ein Tisch, zwei Stühle, ein Regal, noch ein Tisch und eine Ablage füllen den Raum so, dass man kaum hindurchlaufen kann. Zwei Fenster bieten einen Blick hinunter auf Tana und den ehemaligen Zoma. Mit einem Handzeichen gibt Elie mir zu verstehen, dass ich mich setzen und warten soll. Dann redet er weiter, redet und redet, monologisiert. Andächtig sitzen die

drei Künstler auf dem zu kleinen Sofa, lauschen ihrem Meister. Für einen Madagassen spricht Elie ungewöhnlich laut, etwa wie ein Fußballfan, der von seiner Lieblingsmannschaft berichtet. Elie ist nicht älter als 40 Jahre. Er trägt ein T-Shirt mit irgendeinem Aufdruck, eine weiße, kurze Hose und ist barfuß. Ab und zu schlürft er ein dampfendes Getränk, heißes Wasser mit Milch und Zucker. „In meinem Haus gibt es keine Drogen“, sagt er, „gar keine, nicht einmal Zigaretten oder Bier.“ Dann tunkt er ein Stück Baguette in die Tasse und isst. Über der verschlissenen Blümchentapete hängt Plastikefeue, quer über die Wand. In der Ecke steht ein bis zur Hüfte reichender Christbaum, darunter eine Pralinschachtel. Daneben ein kleines Regal, darauf lauter verstaubte Herumsteherchen, ein paar Paperbacks und ein einziges gebundenes Buch, ein Band Tolstoi. Nach 20 Minuten verabschieden sich die drei jungen Gäste und gehen. „Salut, salut, salut“ – „Veloma, veloma, veloma“. Elie's Tochter bringt nun auch mir von dem Heißwassermilchtee. Ihr Vater will, dass sie mit mir deutsch redet. Sie lernt es seit zwei Jahren auf der Schule. Wie viele junge Madagassen spricht sie neben Madagassisch auch Französisch und lernt eine dritte Fremdsprache. „Wir müssen Sprachen lernen, um Madagaskar in der Welt bekannter zu machen“, sagt Elie. „Wir müssen die jungen Leute dazu motivieren. Wir sind in einer Situation, in der viele zweifeln. Das ist gefährlich. Die jungen Leute sind unsere Hoffnung. Ein Volk, das zweifelt, ist ein Volk, das verliert“. Die Tochter schaut verlegen, sagt auf Deutsch „Auf Wiedersehen“ und geht, sichtlich erleichtert.

Dann schlürfen Elie und ich zusammen unsere Milch. „In den vergangenen acht Jahren hat sich in Madagaskar viel verändert“, sagt er, „ich mich aber nicht“. Er blickt stolz. Sehr stolz. In Gedanken sehe ihn plötzlich in einer schaukelnden Piroge, auf stürmischer See, über zyklonverhangenem Himmel Fäuste reckend brüllen: „Madagascar... belle des plus belles“, „Madagaskar, Schönste der Schönen ...“, eine Verszeile aus einem seiner Gedichte. Ich erwache. Elie hat ruckartig die Tasse abgesetzt, Tee kippt auf den Tisch. „Viel hat sich verändert. Nicht nur zum Schlechten. Wir haben mehr Freiheit gewonnen. Man kann heute Dinge finden, die es früher nicht gab. Und dazu zählen nicht nur materielle Dinge wie Handy, Mountainbike und so was alles. Wer die Möglichkeit hat, kann sich heute selbständig machen“.

Mir fällt der Zoom ein, das neue Einkaufszentrum am Rande der Stadt. Ein schickes Einkaufszentrum europäischen Standards, aber auch mit europäischen Preisen, die nur wenige Madagassen bezahlen können. Und ich erinnere mich an den Slogan, mit dem der Zoom um Kunden wirbt: „Zoom, einfach anders“. Auch fallen mir die Taxifahrer in Tana ein. Ich höre, wie sie über Präsident Ratsiraka fluchen. Er sei und bleibe ein Diktator. Tue nichts für sein Volk. Als die Cholera vor Monaten in Madagaskar ausbrach, habe er sich damit gerühmt, aus dem Ausland in seinem Privatgepäck Medikamente für 50.000 Bürger mitgebracht zu haben. „Weiß der Herr Präsident denn nicht mehr, wie viele Menschen in seinem

Land wohnen?“, höre ich noch einen Taxifahrer sagen. Ein anderer beschwerte sich, dass der fast blinde Ratsiraka wegen seiner Augenkrankheit sowieso fast nur im Ausland sei, um Ärzte zu besuchen. „Der Präsident sieht halt nicht mehr, wie schlecht es seinem Volk geht“, erklärte mir ein Madagasse. Manche sind so erbost, dass sie sich sogar die Franzosen zurückwünschen. Sie wissen, dass ihr System rückständig ist, zu vieles ist verfallen, sie würden gerne den europäischen Standard leben. Vielleicht sind sie deswegen gegenüber Europäern so freundlich, manchmal sogar naiv. Viele Madagassen haben eine Ausbildung als Ingenieur, Arzt oder auch Rechtsanwalt, finden aber keine adäquate Arbeit. So fahren sie lieber Taxi, weil das Taxi sie besser ernährt.

„Aber“, sagt Elie, „wir haben auch etwas verloren.“ Er schaut mich an: „Wir haben unsere fanahy verloren“. Ich schaue ihn an. „Vielleicht haben wir sie auch noch nicht richtig verloren. Aber wenn wir so weiter machen, sind wir auf dem besten Wege, sie zu verlieren.“ Solche Sätze liebt Elie. Nicht den Inhalt, sondern, dass er sie sagen darf. Und Elie darf viel. Er ist nicht reich, doch bekannt. Er ist Denker, Mentor, Ansprechpartner und Dichter, obwohl er die meisten Monate im Jahr nichts schreibt. Manchmal Jahre lang nichts. Geld verdient er mit Seminaren an der Uni, an Instituten und Reisevorträgen. Ende 1993 stieg er kurzzeitig sogar in die Politik ein. Während der Regierung Zafy wurde er zum Generalsekretär im Kultusministerium ernannt. Damit war er Nachfolger eines gewissen Monsieur Razafindramiandra, einem „Chevalier de l'Ordre National“, den alle nur unter dem Namen Moks kennen. Moks wiederum gehörte, vor seinem Amtsantritt 1992, dreißig Jahre lang zum Bonner Journalistenklüngel. Inzwischen hat er ein madagassisches Märchenbuch herausgegeben, eine Trilogie über die Kriminalität in Tana geschrieben, ist als Bürgermeister seines Dorfes Ambohidrabiby wegen mangelnder Arbeitsmoral seiner Mitarbeiter zurückgetreten, besitzt drei Autos, davon zwei kaputte und ein heiles, was er als Taxi vermietet und weswegen er sich nun offiziell auch „Transporteur“ nennt.

„Pardon“, frage ich Elie, „bitte was ist das, fanahy?“ „Nun“, sagt er, „das ist unsere Kultur, unser Geist, ja, man muss sagen, es ist unsere Seele.“ Elie blickt ebenso begeistert wie bedeutungsvoll drein. Ich nenne ihm meine Einwände. Die Madagassen seien für europäische Verhältnisse doch immer noch sehr beseelt, freundlich, ja geradezu sanft. Auch der Naturglaube der meisten Madagassen, die Umbettung der Verstorbenen, bei der die Knochen der Toten regelmäßig ausgebuddelt, geputzt, gefeiert, eingepackt und für ein paar Jahre wieder begraben werden, zeuge doch durchaus noch von der Erhaltung der Tradition und vor allem von Glauben. „Ja“, sagt Elie, „für die Vazaha sind die Madagassen sanft. So lange sich Gäste bei uns gut verhalten, sind sie immer willkommen. Aber ich rede von uns Madagassen. Wir bringen uns gegenseitig mehr und mehr um, moralisch, intellektuell. Mit Rufschädigung. Wir

bringen uns mit Worten um. Der Neid wird größer. Früher, zum Beispiel, hat man geteilt, auch wenn man arm war. Heute ist das nicht mehr so. Jeder, der ein wenig zu Geld kommt, wirtschaftet in seine Tasche. Die Großzügigkeit der Seele fehlt. Fanahy war immer der Reichtum der Madagassen. Wir können uns äußerlich verändern. Nichts dagegen. Aber im Inneren müssen wir doch Madagassen bleiben?!“ Ich werde kleiner und kleiner, sehe Elie größer und größer werden, auf eine imaginäre Kanzel hinaufschweben und seine Worte auf mich herunterprasseln. Im Inneren Madagasse bleiben, madagassisch sein. Was könnte das heißen? Ich kenne die Madagassen zu wenig. Viel fällt mir nicht ein. Höchstens der madagassische Rum und das Ritual des Rumtrinkens. Vor dem Prost immer einen Schluck auf den Boden kippen. Das weiht den Boden und ehrt die Menschen, die auf ihm stehen. Sehr madagassisch. Doch in Elies Haus gibt es ja keinen Rum. Vielleicht meint er das madagassische Entflammen von Zigaretten. Zigaretten werden in Madagaskar noch einzeln verkauft. Streichhölzer und Feuerzeuge gibt es kaum. Auf der Straße geht man von Raucher zu Raucher, spricht sich an, lässt den glimmenden Stengel zur Zigarette und Zigarette zum glimmenden Stengel wandern, zieht und geht seines Weges. Sehr madagassisch. Doch Elie, beispielsweise, raucht ja nicht. Vielleicht bedeutet madagassisch sein, madagassisch schreiben. Dafür wäre allerdings die Analphabetenrate viel zu hoch. 2,5 Millionen Kinder werden in diesem Jahr Analphabeten sein. Im Jahr 2020 sollen es fast zehn Millionen sein. Vielleicht meint Elie die madagassische Geduld, die die vielen Wartenden vor den öffentlichen Telefonzellen zeigen. Tagsüber steht man vor den Zellen mindestens 20 Minuten, bevor man dran ist. Ist man dran und ist besetzt, legt man auf und stellt sich wieder hinten an. Und dann steht man wieder 20 Minuten. Sehr madagassisch. Aber Elie, zum Beispiel, hat ja privates Telefon. Vielleicht ist es aber auch ein bestimmtes Verhalten, mit dem sich der Madagasse madagassisch zeigt. Untereinander sind sie unterschwellig rassistisch und kompromisslos, was soziale Klasse und ethnische Abstammung angeht. 18 Ethnien gibt es, eine Homogenität unter diesen Gruppen aber nicht. Angenehm ist nur das Verhalten der Madagassen gegenüber den Vazahas. Wo immer man Madagassen trifft, und sich mit ihnen unterhält, entwickeln sie große Neugierde, und es kommt nicht selten vor, dass sie sich aus den verschiedensten Gründen gleich noch einmal mit einem treffen wollen.

„Hier hast du meine Adresse“, sagt Elie. Wir haben bereits das Haus verlassen und sind draußen auf der Straße, „besuche mich bald wieder“. Zum Abschied drückt er mir mit beiden Händen die Hand, eine Geste der Freude. Sehr madagassisch.

Tot und lebendig

Mamy Ka ist tot, und alle sahen, dass er tot war. Der Musiker, Maler und Lebenskünstler, der weit über die Grenzen von Diego-Suarez bekannt war, starb an Herzversagen. Man begrub ihn, und die Trauer war groß. Sechs Monate nach seiner Beerdigung kamen alle, die ihn persönlich kannten, wieder zusammen. Sie wollten, dass er wieder unter ihnen weilt. Sie wollten wieder mit ihm trinken, mit ihm Gitarre spielen und singen. Sie wollten wieder glücklich sein und beschlossen, ihn lebendig werden zu lassen.

Im Restaurant Libertalia, das an der Place Foch mitten in Diego-Suarez liegt und Vazahas, Chinesen, Künstler und leichte Mädchen ebenso anzieht wie Halunken und Polizisten, treffen sie sich. Spät am Abend. Familie und Freunde. Sie kommen gerade von einer Soirée in der Alliance Francaise, in der zum ersten Mal Bilder von Mamy Ka ausgestellt wurden. Die ganze Stadt war dort zu Bier, Limonade, Snacks, Musik und Chansons eingeladen.

Im Libertalia, das Toto, dem Bruder Mamy Kas gehört, sitzen sie nun um die Tische und trinken und singen und spielen Gitarre. Vazahas und Madagassen. Sie spielen und spielen und trinken und rauchen und klatschen zum Rhythmus der Musik, voller Nostalgie, Freude, Tränen, Rausch und Alkohol. Sie lassen sich nicht abhalten und nicht beirren. Selbst als einer aufsteht und Tisch auf Tisch baut und hinaufklettert und steigt und steigt und fällt, kümmern sie sich nicht. Sein drogenbetäubter Körper fällt weich. Unverletzt. Sie wissen es. Es ist eine Stimmung, wie sie wohl immer aufkommt, wenn sie feiern, eine Stimmung ebenso bedrohlich und fahrlässig wie entspannt und friedvoll, eine Stimmung, die zum Namen „Libertalia“ passt.

Libertalia hieß einst die sagenhafte kleine Republik Ende des 17. Jahrhunderts im Norden Madagaskars. In der geschützten Buch von Diego-Suarez hatten der Dominikanerpater Caraccioli, der Franzose Mission und der Freibeuter Tom Tew einem Haufen von internationalen Seefahrern, Expiraten und Sklaven ein Leben in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verschafft. Es waren Leute, die sich in einem bunten Kauderwelsch verständigten und unbeschwert mit Liebe, Leid und Laster in den Tag lebten. Irgendwann nahm ihr Treiben überhand und sie wurden von den Einheimischen vertrieben.

Auch Swani sitzt im Restaurant Libertalia, die Frau Mamy Kas. Eine Norddeutsche. Ich wohne bei ihr in Badamera, in ihrem kleinen Hotel, hundert Meter oberhalb des Strandes von Ramena, eine Autostunde über die holprige Straße von Diego-Suarez entfernt. Ihre beiden Kinder, Tochter und Sohn, haben die vietnamesischen Gesichtszüge ihres Vaters Mamy Ka geerbt.

Swani führt nun alleine das Hotel mit dem schönen Garten, der Terrasse, dem offenen Restaurant, den Zimmern und den einfachen Holzbungalows mit Moskitonetzen. Vor mehr als 15 Jahren ist sie als junges Mädchen nach

Madagaskar gekommen. Als Reisende. Für Mamy Ka ist sie geblieben. Erst jetzt, nach seinem Tod, will sie ihre fünf- und siebenjährigen Kinder einmal nach Bremen mitnehmen. Die Kinder sprechen kaum deutsch, aber madagassisch und französisch. Trauer über den Tod Mamy Kas ist Swani nicht anzumerken. Nicht, weil sie ihn nicht geliebt hat, sondern weil sie den Umgang der Madagassen mit dem Tod und den Toten schätzt. Es ist ein respektvoller, fröhlicher und lebendiger Umgang. Die Famadihana, die Leichenwendefeier, die madagassische Tradition der Ahnenverehrung, ist kein trauriges Fest. Es ist ausgelassen und heiter, aber auch teuer. Da zu diesen Festen die ganze Großfamilie und das Dorf eingeladen werden, sind es oft Hunderte von Gästen, die zu den Feierlichkeiten kommen. Deswegen findet die Famadihana je nach Region und Familie auch nur alle fünf bis sieben Jahre statt und nur im südlichen Winter, zwischen Juli und September.

Swani braucht keine Famadihana. Feste wie das im Libertia sind gut. Als wir am frühen Morgen in ihrem blauen R4 den Weg nach Badamera zurückfahren, ist sie zufrieden. Die Party macht Mamy Ka nicht lebendig, sagt sie. Aber es macht die anderen lebendig. Und dass viel Rum getrunken wird, ist normal. Denn in Madagaskar heißt es, auch die Toten mögen gerne Rum. Und der Madagasse fürchtet nichts mehr, als die Toten zu enttäuschen.

Alles Märchen

Paul Congo saß hinter seinem Schreibtisch, als ich sein Büro mit der Aufschrift „Direction de la Culture“ im städtischen Verwaltungsgebäude von Diego-Suarez betrat. Der Mann gilt als einer der größten Geschichten- und Märchenkenner im Norden Madagaskars. Keine Legende, die er nicht kennt, kein Ritual, das ihm noch nicht zu Ohren gekommen ist, kein Märchen, das er nicht schon einmal erzählt hat. Ja, er soll selbst die Märchen kennen, die noch nicht geschrieben sind. Schulklassen besuchen ihn, britische Ethnologen, französische Anthropologen, amerikanische Studenten. Paul Congo, der Mann, bei dem alles nur ein Märchen ist.

Als ich vor seinem Schreibtisch Platz nahm, blätterte er in einem Papierberg. Er schien eine Geschichte zu suchen. „Glauben Sie meinen Märchen nicht“, sagte er und blätterte weiter, „denn sie sind alle wahr.“ Er schaute mich ernst an, und doch schien es, als ob ein Lächeln um seine Augen huschte. Ich fragte, ob seine Bemerkung ein Witz oder der Anfang eines neuen Märchens sein sollte. „Mit Märchen kenne ich mich aus. Wissen Sie, ich kenne sogar ihre Märchen“, sagte er. „Wie? Was?“, fragte ich, „meine Märchen?“ Dann gab er mir ein beschriebenes Blatt Papier. Ich sah ihn an, dann die Bilder hinter ihm, Tierbilder, ein Chamäleon, ein Huhn, ein Krokodil, ein Schwein, eine Ratte,

eine Katze, ein Hund – Gestalten madagassischer Märchen. Dann sagte er, ich solle das Blatt mitnehmen, das Märchen lesen und morgen wiederkommen. Dann verstünde ich besser, was er meinte. Ich dankte, ging und glaubte kein Wort. Noch während ich zur Tür schritt, überflog ich die ersten Zeilen und las folgendes:

„Paul Congo saß hinter seinem Schreibtisch, als ich sein Büro in Diego-Suarez betrat. Der Mann gilt als einer der größten Geschichten- und Märchenkennner im Norden Madagaskars. Keine Legende, die er nicht kennt, kein Ritual, das ihm noch nicht zu Ohren gekommen ist, kein Märchen, das er nicht schon einmal erzählt hat. Ja, er soll selbst die Märchen kennen, die noch nicht geschrieben sind...“

Verblüfft schaute ich vom Blatt auf, sah zu Paul Congo. Das hatte ich doch gerade erst erlebt! Wie konnte ich es jetzt lesen?! Er kam zu mir und schob mich lächelnd weiter zur Tür. „Lesen Sie nur, lesen Sie nur“, sagte er. Ich las weiter:

„Als ich vor seinem Schreibtisch Platz nahm, blätterte er in dem Papierberg. Er schien eine Geschichte zu suchen. „Glauben Sie meinen Märchen nicht“, sagte er und blätterte weiter, „denn sie sind alle wahr.“ Er schaute mich ernst an, und doch schien es, als ob ein Lächeln um seine Augen huschte. Ich fragte, ob seine Bemerkung ein Witz oder nur der Anfang eines Märchen sein sollte. „Mit Märchen kenne ich mich aus. Wissen Sie, ich kenne sogar ihre Märchen“, sagte er. „Wie? Was?“, fragte ich, „meine Märchen?“...

„Alles Märchen!“, unterbrach ich den Text und schaute Paul Congo fassungslos an, „mit wievielen Leuten haben sie schon dieses Spielchen gespielt?“ „Kein Spiel, Monsieur, nur ein Märchen, ihr Märchen“, sagte er, lachte, verabschiedete sich und schloss die Tür. Ich stutzte, las: „Dann gab er mir ein beschriebenes Blatt Papier. Ich sah ihn an, dann die Bilder hinter ihm, Tierbilder, ein Chamäleon, ein Huhn, ein Krokodil, ein Schwein, eine Ratte, eine Katze, ein Hund – alles Gestalten madagassischer Märchen. Dann sagte er, ich solle das Blatt mitnehmen, das Märchen lesen und morgen wiederkommen. Dann verstünde ich besser, was er meinte. Ich dankte, ging und glaubte kein Wort.“

Wer hat Angst vorm weißen Mann?

Die Route zwischen Sambava und Andapa im Osten Madagaskars, ist eine der schönsten der Insel. Am östlichen Rand der Hochebene von Ankaibe schlängelt sie sich von der Küste knapp 100 Kilometer über die Berge und durch ein fruchtbares Tal, eine riesige Reiskammer. Im Norden ragen die Spitzen des bis zu 2133 Metern hohen Marojezy-Massivs empor. Noch haben Feuer und Brand-

rodung sich nicht an der tropischen Natur vergriffen, nicht am dichten Regenwald, nicht am Bergnebelwald. Es ist eine grüne Gebirgslandschaft, von deren Wegen und mittleren Höhen die „Bäume der Reisenden“, die Ravenala, mit ihren großen Palmenfächern den Reisenden einladend zuwinken.

Mühsam tuckerten wir mit einem alten Renault in Richtung Südwesten die Straße mit ihren zahlreichen Pässen hinauf. Oft kamen selbstgebastelte Vehikel und Holzroller uns entgegen, auf denen die Kinder der am Wegesrand liegenden Dörfer aus Spaß die Straße hinunterrasten oder Bauern ihre Früchte, Gewürze, Schweine und Hühner nach Sambava brachten. Die wenigen Lastwagen, die zwischen den beiden Orten ihre Waren transportierten, überholten uns rücksichtslos. Erst als ich mich ans Steuer unseres alten Wagens setzen durfte, verstand ich, warum mein Fahrer Tantely die ganze Zeit so langsam gefahren war. Die Bremsen funktionierten nicht.

Vielleicht hatten wir es Tantelys Maskottchen zu verdanken, dass die alte Karre dennoch unbeschadet den Weg hin und zurück überstand. Hinter seiner Sonnenblende klebte ein vergilbtes Abziehbild eines Fußballers, der in unnachahmbarer Eleganz den Ball führte: Franz Beckenbauer.

Die Dörfer, durch die wir fuhren, wirkten verschlafen. Ein paar Hühner suchten pickend Essbares, zwei oder drei Zeburinder glotzten stumpf in die Gegend, Hunde lagen faul am Straßenrand. Menschen waren kaum zu sehen. Nur wenn wir anhielten, liefen ein paar Kinder zusammen, Erwachsene schauten aus den Türrahmen ihrer Hütten. Sie hielten alle ein wenig Abstand, ganz anders, als wir es von den Küstenbewohnern gewöhnt waren. Ein etwa dreijähriges Kind saß neben einem riesigen Bambusbaum und schaute mich mit großen Augen an. Als ich mich ihm näherte und die Kamera herausholte, fing es laut an zu weinen. Es wollte nicht mehr aufhören. Auch als die Mutter angelaufen kam, beruhigte es sich nicht. Viele Kinder in den Bergen und auf dem Land haben Angst vor den Weißen, den Vazahas. Ihre Eltern erzählen ihnen, dass der weiße Mann sie frisst.

Jeder, der von Andapa hinunter zurück zur Küste will, muss vor Sambava den Schlagbaum passieren. Die Schranke stellt sicher, dass keiner illegal Vanille transportiert. Uns ließ der Beamte unkontrolliert durch. Tantely kannte ihn. Das 20.000 Einwohner große Sambava liegt an einer Flussmündung und besteht aus zwei parallel zum Meer verlaufenden Straßen mit einem Markt, einer Bank, einer Post, Tankstellen, drei Tante Emma Läden, ein paar Reisebüros, ein paar billigen Hotels, zwei Discos und mehreren Gewürzhändlern, wie beispielsweise dem Vanilleproduzenten Fayol A.A. Makbouhousen, dessen Teilhaber eine deutsche Firma namens Aust & Hachmann in Hamburg ist. Sambava ist neben Antalaha nicht nur Madagaskars Vanillehochburg, sondern die Stadt gehört auch zu den größten Vanilleanbaugebieten der Welt. Vanille ist neben Safran eines der teuersten Gewürze überhaupt

und bringt Madagaskar 30 Prozent seiner Deviseneinnahmen. Ein Kilo Vanille erzielte zuletzt einen Großhandelspreis von etwas mehr als 30 Mark, Extrakt aus Naturvanille kostet heute etwa 150 Mark pro Kilo.

Der größte Teil der madagassischen Vanille landet in Cola-Getränken und amerikanischem Speiseeis. Damit die Produzenten im Ausland, die mit synthetischem Vanillin jahrelang die Produktion des natürlichen gefährdet hatten, ihnen keine Angst mehr machen konnten, haben die Madagassen das Projekt „Stabex“ ins Leben gerufen. Es soll die Qualität des Originalprodukts weiter verbessern. In der Stabex-Versuchsanlage, nur ein paar hundert Meter von dem winzigen Flughafen Sambavas entfernt, wird getestet, auf welchen Wirtspflanzen und welchen Böden die Vanillefruchtkapseln am besten gedeihen, ohne dass die Wirte absterben.

Es war eine Wirtin, die mein kleines Hotel „Chez Ambassadeur“ in Sambava führte. Angeblich gehörte es tatsächlich, wie der Name schon sagt, einem Botschafter, einem ehemaligen französischen. Gesehen habe keinen. Überhaupt arbeiteten in dem Hotel nur Frauen. Eine von ihnen hieß Arlette, und servierte den vier oder fünf Vazahas, die durchschnittlich in dem Haus logierten, das Abendessen stets in einem blauen Kleid mit einer blauen Brosche und einem blauen Ring. Sprach man sie darauf an, errötete sie in ihrem Blau und sagte: „Blau ist die Farbe Gottes.“ Arlette gab mir den Tipp, einen ihrer Bekannten zu besuchen, René Bodimana. Als ich René besuchte, nahm er zwei Kokosnüsse in die Hand, blickte sehr ernst und bat mich, ihn zu fotografieren.

René ist der verantwortliche Leiter von Soavoanio, einer der größten Kokosplantagen der Welt mit 5000 Hektar Fläche. Zur Begrüßung hatte er einen seiner Mitarbeiter vier Meter hinauf auf eine Palme steigen lassen, um eine Kokosnuss herunterzuholen, die wir anschließend in seinem Büro auf der Plantage leer tranken. Dann zeigte er mir die Arbeit der Kokosnusspflücker, Teile der Plantage mit ihren afrikanischen und Goa-Zuchtpalmen, mit Hybriden, Mischlingen und kastrierten Kokospalmen, dann die Zuchtanlagen und die Produktionsstätten für Öl und Fett. Um die gesamte Anlage zu besichtigen, hätten wir zwei Tage gebraucht. Soavoanio erstreckt sich von Sambava Richtung Antalaha über ein Küstengebiet von 60 Kilometern Länge. 78 Prozent der Plantage sind staatlich, 22 Prozent privat. Jährlich werden 30 Millionen Kokosnüsse zu 3500 Tonnen Kopro Industrieöl, Seife, Bratfett, Tierfutter und Kosmetikprodukten verarbeitet.

Mehr als 1200 Menschen arbeiten auf der Plantage. Dazu kommen in den Monaten Juni bis November 200 Saisonarbeiter. „50 Mark verdient ein Arbeiter durchschnittlich pro Monat auf unserer Farm“, sagte René, als wir gegen Mittag vor der kleinen Ölfabrik standen. Wir schauten zwei Arbeitern zu, die frisch vom Baum gepflückte, fußballgroße Nüsse mit der vollen Wucht ihres

Körpers auf einen kniehohen Eisenpfahl ramnten, um die Außenschale aufzuschlagen. Sie standen da mit nacktem Oberkörper. Die Strahlen der Mittagssonne brannten. Schweiß rann ihnen über Schultern und Rücken. Der Drei-Meter-Hügel aus zu schälenden Kokosnüssen neben dem Ramppfahl schien kaum kleiner zu werden. War die Schale aufgeritzt, rissen die beiden sie mit den Händen ab, bis die kleine braune Kokosnuss zum Vorschein kam. Die zwei schufteten ohne Pause, ließen sich kaum ablenken. Das hätten sie sich auch nicht leisten können. Denn sie mussten ihr Soll schaffen. 2500 Nüsse täglich.

„Die Arbeit ist nicht schlechter, als die Arbeit derjenigen, die die Nüsse vom Baum pflücken“, meinte René, als wir die Plantage verließen, „sie ist vor allem ungefährlicher.“ Schon so manche Nuss, die vom Baum fiel, hat die Pflücker schwer verletzt, manchen sogar den Schädel zertrümmert. Eine Helmpflicht gibt es nicht, nur einen einheimischen Arzt in Sambava, der sich auf Unfälle dieser Art spezialisiert hat. Er soll gut verdienen.

Zugfahren

Die Nummer 431 des Passagierzuges ist nur Nostalgie. Es ist der einzige, der am heutigen Tag zwischen Manakara und Fianarantsoa fährt, der überhaupt zwischen Küste und Hochland pendelt, auf der einzigen Bahnstrecke, die in Madagaskar überhaupt noch betrieben wird. Es ist sechs Uhr morgens in Manakara, blauer Himmel, es ist warm. Die Schalter des Küstenbahnhofs, an der Ostseite Madagaskars, haben seit einer Stunde geöffnet. Um 7.15 Uhr soll der Zug abfahren. Fianarantsoa liegt fast 170 Kilometer und viele Tunnel und Pässe entfernt, auf 1200 Meter Höhe im südlichen Hochland. Die Strecke führt quer durch die halbe Insel an 36 Dörfern vorbei, die selbst mit dem Taxi-Brousse manchmal nicht zu erreichen sind. Die Fahrt dauert mindestens zehn Stunden.

1927 begannen die Franzosen und die Chinesen die Bahnlinie zwischen den beiden Städten zu bauen. Neun Jahre später fuhr der erste Zug. Die heutige, französische Diesellok, eine BB 242, stammt aus den 70er Jahren. Die drei Waggons sind noch älter. Für moderne Waggons gibt es kein Geld. Weil die finanziellen Mittel fehlen, ist auch ungewiss, wie lange dieser Zug überhaupt noch fahren kann. Sicher ist nur, dass das Ende jeden Tag erwartet wird.

Mehr als 200 Fahrgäste stehen Schlange vor den Gittertüren, die den Zugang zu dem einzigen Gleis versperren. Als sich die Tore öffnen, drängt niemand. Jeder weiß, dass der Zug nicht pünktlich abfahren wird. Auf dem Bahnsteig liegen Säcke mit Reis, fast 300 Tonnen Früchte, vor allem Bananen, Benzinkanister, Hühner und Enten in Körben. Sie alle müssen noch eingeladen werden.

Wir haben Glück. Mit nur einer Dreiviertelstunde Verspätung fahren wir ab. Ein Pfiff ist nicht zu hören. Mit einem Rucken setzt sich der Zug in Bewegung. Ich bleibe noch ein wenig an der offenen Tür des Abteils stehen, sehe die zurückbleibenden Menschen. Sie winken wild, als ob es das letzte Mal sei, dass sie diesen Zug fahren sehen.

Dann gehe ich auf meinen Platz, eine Bank mit rissigem, rotbraunem Plastikbezug. Im Waggon sind fast nur Vazahas, nicht viele. Es ist die erste Klasse. 35.000 Franc Malgache kostet das Ticket, etwa zwölf Mark. Das Interieur ist jedoch nicht viel anders, als in den beiden anderen Waggonen hinter uns, den Wagen der zweiten Klasse. In der ersten Klasse zahlt man mehr Geld, weil weniger Leute, keine Hühner, keine Enten und keine Schweine mitfahren. Nicht zu verstehen ist allerdings, dass der Preis für die ständig überfüllte zweite Klasse gar nicht so viel billiger und für Madagassen enorm hoch ist. Acht Mark.

Am Fensterbrett neben mir klebt noch Wachs einer Kerze. Gestern kam der Zug aus Fianarantsoa erst gegen Mitternacht in Manakara an. Elektrizität gibt es im Abteil nicht mehr. Die Lampen in der Decke fehlen. Die Leute müssen sich im Dunkeln selbst helfen. Manche Fensterrahmen sind nur notdürftig mit einer Kordel befestigt. Sie klappern. Die Seitenwände sind ramponiert. Hier und da hängen noch ein paar Gardinenstangen, ohne Gardinen. Das Gepäcknetz ist für die vielen Koffer der Vazahas zu klein. Die Taschen hängen oben bereits halb über das Gepäcknetz hinaus. Früher oder später werden sie herunterfallen. Neben den Fensterscheiben sind kleine Schilder mit roten Lettern befestigt: „Mampididoza“ – „Achtung Gefahr“. Diesen Hinweis zu verstehen, könnte durchaus nützlich sein. Denn wer den Kopf während der Fahrt herausschleudert und ihn vor dem Tunnel nicht rechtzeitig wieder hereinholt, dürfte mit Sicherheit zum letzten Mal aus dem Fenster geguckt haben. In den oft langen Tunnels ist zwischen Waggon und Tunnelwand nur eine Handbreit Platz.

An engen Wegstrecken schlagen links und rechts Zweige durch die offenen Abteiltüren und Fenster. Schnell fährt der Zug nicht. An manchen Passagen ist man vermutlich zu Fuß schneller. Dennoch rattert er so laut und heftig über die alten Schienen, als ob er jeden Moment entgleisen wollte. In Kurven quietscht und krächzt er wie eine Kreissäge. Bei 30 Grad Steigung müssen die Räder noch mehr kämpfen. Kein Foto lässt sich unverwackelt schießen, kein Wort deutlich schreiben, keine Schriftzeile mit den Augen festhalten. Ich sitze am Fenster und lasse meinen Finger auf der Scheibe mitfahren, sehe draußen die Nadelbaum-Fiaos, die Büsche und Felder, die Jakaranda-Bäume, die Ravenala und die Flamboyants vorbeiziehen. Auf Bergkuppen liegen irgendwelche einsamen Hütten. Auch Pfahldörfer. Manchmal kommen Kinder herausgeeilt und winken. Bauern stehen in der Gegend herum, manche von ihnen vielleicht Nomaden, einen Umhang über den Körper geworfen, einen Stab in der Hand. Hinter ihnen ein paar Rinder. Alle schauen etwas ungläubig.

Immer wieder halten wir an kleinen Bahnhöfen. Bei der Einfahrt wirbelt der Zug Staub auf. Die Einwohner winken uns begeistert zu. Die Bahnsteiglänge reicht gerade für den Waggon der ersten Klasse. Von überall strömen Kinder, Frauen und Männer zum Zug, tragen auf ihren Köpfen Früchte, in Körben Brot, Langusten, Krebse bieten sie den Reisenden durch die Fenster zum Kauf an. Der Zug ist für jedes Dorf, in dem er hält, die Attraktion des Tages. Er ernährt das Dorf und seine Bewohner. Kinder stürmen die Abteile, setzen sich, quetschen sich neben einem auf die Bank, wollen ein paar von meinen Litschis haben, sehen mich mit der linken Hand schreiben, sagen „Oh Vazaha“, staunen, halten mich für etwas seltsam, imitieren mich, lachen, springen wieder auf, rennen raus, laufen draußen den Zug entlang, rauf und runter. Die Waggons sind für sie wie Figuren und Elemente eines Karussells: Der kleine Elefant, der Delphin oder das weiße Pferd, auf die sie immer wieder auf-, und von denen sie immer wieder abspringen.

Vorne und hinten werden Bananen eingeladen. Erst wenn alles verstaut ist, fährt der Zug weiter. Es ist egal, wie lange es dauert. Fahrgäste steigen zu, auch in die erste Klasse. Sie füllt sich immer mehr mit Madagassen. Sie wissen, dass der Schaffner bereits kontrolliert hat und ein zweites Mal nicht mehr kommen wird.

Wir passieren Ambila, Fenomby und nach etwa 70 Kilometern Mahaboka. Es ist bereits Mittag. Viele im Zug sind eingeschlafen, andere essen die gekauften Früchte, Hühnerbeine oder den Fisch. Campingstimmung hat sich breit gemacht. Die Koffer sind schon lange aus dem Gepäcknetz gefallen. Sie dienen nun zwischen den Sitzbänken als Fußstütze. Nach Manapatrana erreichen wir Tolongiona, ein Städtchen, das für seine Kaffeeproduktion bekannt ist. Wieder ist der Bahnsteig voll. Wieder bieten die Einheimischen ihre Waren an. Verhungern würden wir in diesem Zug wohl nie. Die Vazahas wirken jedoch jetzt weniger kauf lustig als zuvor. Sie sind müde und durchgeschüttelt. Mir gegenüber sitzen zwei Madagassinen. Schon seit einer halben Stunde kauen sie an Langusten herum. Neben mir, auf der schmalen Bank, ihre beiden Kinder. Sie sind eingeschlafen, haben ihre Köpfe gegeneinander gelehnt. Ein Vazaha erzählt mir, dass wir mit dieser Fahrt Glück hätten. Das letzte Mal habe er 54 Stunden in dem Zug verbracht. Lokscha den. Dabei habe man schon bei der Abfahrt in Fianarantsoa gewusst, dass etwas schief gehen würde. Sie seien trotzdem losgefahren und auf halber Strecke sei es dann passiert. Irgendeiner habe dann zurücklaufen müssen, um das Ersatzteil zu holen. Die meisten Passagiere hätten einfach im Zug übernachtet. Nur die Vazahas seien davongelaufen. Einheimische hätten sie mit Ochsenkarren zum nächsten Ort mit Taxi-Brousse-Station gebracht. Natürlich gegen Bezahlung. Auch eine Panne des Zuges bringe den Madagassen eben Geld.

Wir schleichen über eine Brücke, unter uns die Weite des Tales, über uns der Wasserfall von Mandriampotsy. Selbst für diejenigen, die wöchentlich die

Strecke fahren, ist er immer wieder ein Ereignis. Als wir an den Reisterassen und Teeplantagen von Sahambavy vorbeikommen, sind es nur noch wenige Kilometer. Um 19 Uhr erreichen wir Fianarantsoa. Ohne Zwischenfall. Die Madagassen verschwinden zu Fuß im Dunkel, die Vazahas in den Taxis. Morgen fährt der Zug zurück nach Manakara. Höchstwahrscheinlich.

Monsieur, Pousse-pousse?

In Antsirabe wird heute nur noch gezogen. Deswegen müsste die zweirädrige, überdachte Polstersitzbank nicht Pousse-pousse (Schieb-schieb), sondern Tire-tire (Zieh-zieh) heißen. Früher wurde die madagassische Rikscha von einem Mann geschoben und einem anderen, der zwischen den beiden Holzstangen vorweg lief, gelenkt. Der Name Pousse-pousse hat sich erhalten. In Antsirabe sind sie eine Selbstverständlichkeit und so populär, dass Taxifahrer kaum eine Chance haben. Nur ein paar Minibusse machen den Pousse-pousse-Fahrern ein wenig Konkurrenz.

Genauso unterschiedlich wie die roten, blauen, gelben oder grünen Pousse-pousses, sind die Fahrer. Manche rennen in Lumpen, manche bekleidet mit langer Hose und Hemd, andere mit nacktem Oberkörper, wieder andere mit und manche ohne Schuhe. Äußerlichkeiten entscheiden nicht über die Fahrqualität. Auch das Alter darf keine Rolle spielen. Der alte Mann, der einen keuchend über die nassen Straßen zieht, will kein Mitleid. Der junge Fahrer, der alle Wege wie ein Marathonläufer abrennt, erwartet kein zusätzliches Trinkgeld. Ein Pousse-pousse-Fahrer verrichtet seine Arbeit pflichtgemäß. Für ihn ist es keine Erniedrigung, Leute durch die Stadt zu ziehen. Das Pousse-pousse ist für ihn kein Anachronismus, kein Vehikel der Sklaverei. Die Lastenträger von einst, die Könige und Adlige auf Sänften durch die Straßen hieven mussten, haben nichts mit ihnen gemein. Für den Fahrer von heute ist das Pousse-pousse ein Arbeitsgerät, um Geld zu verdienen.

Mit den kleinsten Pousse-pousses der Welt verdient Mamy Geld. Der diplomierte Biologe hat sich am Rande der Stadt mit seiner Miniaturwerkstatt einen Namen gemacht. Seit 1984 ist der 32jährige selbstständig und bastelt gemeinsam mit sieben Familienmitgliedern Fahrräder, Motorräder und Pousse-pousses zusammen, die nicht größer als eine halbe Hand sind. Bei Reiseunternehmen ist er bereits bekannt. Fast jeden Tag kommen Taxi-Bés und spucken Vazahas aus, denen Mamy mit sanfter Stimme jedes Detail seiner kleinen Fabrikate erklärt. Er verwendet nur Recyclingprodukte. Aus alten Schuhsohlen werden die Reifen gemacht, aus Blechdosen die Felgen, aus Angelleinen die Speichen, aus Telefondraht die Bremsen, aus Gummireifen die Pedale. Die Arbeit ist mühsam. 40 Stunden braucht ein Arbeiter um 25 kleine Fahrräder herzustellen. Doch es lohnt sich, und Mamys Ruhm wächst. Erst im vergan-

genen Jahr sollte er für ein belgisches Team, das an der Tour der France teilgenommen hatte, 1000 kleine Fahrräder herstellen. Stückpreis 25.000 Franc Malgache, etwa neun Mark, viel Geld für Mamy und seine Familie. Auch für ein kleines Pousse-pousse muss man soviel bezahlen – eine Winzigkeit gegenüber dem Preis des Originals. Das große Pousse-pousse kostet 1,5 Millionen Franc Malgache, ungefähr 450 Mark.

Fast alle Pousse-pousse-Fahrer mieten sich ihr Arbeitsgerät. Fahren darf es dann aber noch lange nicht jeder. Angeblich muss jeder Lenker einen Pousse-pousse-Führerschein machen. Doch auch als ich fragte, konnte mir niemand einen zeigen. Allerdings versicherte mir jeder Fahrer, einen zu haben. Schließlich gebe es eine Spezialpolizei für Pousse-pousses, die so etwas kontrolliere und auch Strafzettel verteile.

Nur die geschicktesten Fahrer überleben auf dem Pousse-pousse-Markt. Die Konkurrenz ist groß und schläft fast nie. So rufen sie alle nach ihren Kunden, schreien eine Nummer, „die Sieben“ zum Beispiel, „die Acht“, „die Fünf“, ihre Nummern, die Nummer, an denen man sie erkennen soll, die man sich merken soll, für jede Fahrt, für jede Route, für alle Zeit. Zusätzlich haben sie Motive oder Slogans auf ihr Pousse-pousse gemalt wie „Obelix“ oder „Thanksgiving“ oder auf hinten montierten Kennzeichen einen Namen geschrieben. Meistens sind es Städtenamen wie „Ambanja“ und „Ambatolampy“ oder auch „Toulouse“ und „Lyon“. Einer heißt sogar „Berliner“.

Antsirabes Pousse-pousse-Fahrer folgen einem überall hin, ziehen ständig ihren Karren hinter sich her. Folgen und verfolgen. Von Haus zu Haus. Von Straße zu Straße. Von Gehsteig zu Gehsteig. Von Stein zu Stein. Als Vazaha hat man in Antsirabe kaum eine Chance, ihnen zu entgehen. „Hallo, hallo, Monsieur, wollen Sie Pousse-pousse?“ „Nein, vielen Dank.“ „Monsieur, Pousse-pousse!“ „Nein.“ „Nein? Kein Pousse-pousse?“ „Nein, kein Pousse-pousse“. „Aber Monsieur, Pousse-pousse ist nicht teuer“. „Ja, prima, aber ich gehe lieber zu Fuß“. „Oh, oh, Monsieur Pousse-pousse! Nicht teuer, nicht teuer“. „Ja, nicht teuer, habe verstanden, will aber nicht“. „Sie wollen nicht? Monsieur, eine Stadtrundfahrt vielleicht, nicht teuer“. „Nein, das habe ich schon gemacht. Keine Stadtrundfahrt“. „D'accord, dann eben was anderes. Vielleicht um den Häuserblock, nicht teuer“. Der Fahrer strahlt. Ich sage nichts und gehe weiter. Mich treibt der Hunger. „Ah, oh-lálá, Pousse-pousse, Pousse-pousse“, singt er jetzt schon halb und rennt hinter mir her. Ich sage: „Ja, ja, Pousse-pousse. Schauen Sie mal, hier meine Füße und Beine, die haben mir meine Eltern geschenkt. Damit ich laufen kann und deswegen gehe ich zu Fuß“. Das habe ich schon mehreren gesagt, um sie abzuwimmeln. Er jedoch findet das komisch und scheint jetzt erst recht nicht mehr von meiner Seite weichen zu wollen. Hüpfend zieht er nun seine Karre. „Monsieur, wohin gehen Sie?“ „Da lang“, sage ich und zeige irgendwo hin. „Gut, Monsieur, ich hole sie ab. Wann soll ich sie abholen?“ Ich schaue ihn fassungs-

los an. „Nein, ich brauche Sie nicht“ sage ich, „ich brauche sie nicht heute, ich brauche sie nicht morgen. Ich brauche sie überhaupt nicht. Niemals und nirgendwo“. Dann gehen wir schweigend nebeneinander her. Dann wieder er: „Monsieur, wo soll ich sie abholen?“ „Sie sollen mich nicht abholen“, sage ich. „Soll ich Sie im Restaurant abholen?“ „Neeiin!“ „Gut, Monsieur, ich warte vor dem Restaurant auf Sie“. Ich gebe auf, sage nichts mehr, gehe zum Restaurant Diamant und höre beim Hineingehen nur noch wie er ruft: „Wenn Sie rauskommen, Monsieur, nennen sie nur meine Nummer. Dann bin ich da. Für Sie. Bis gleich. Salut. Veloma“. Anderthalb Stunden später komme ich raus. Der Fahrer steht bereits vor mir. Hinter und neben ihm noch ein paar andere, die hoffen, mich herumkutschieren zu können. „Monsieur, Pousse-pousse?“ fragt er strahlend. Ich sage: „Wie viel wollen Sie?“ „Oh, soviel wie Sie wollen“. „Deux mille, 2000“, sage ich. Das sind keine 70 Pfennig. „Oh, Monsieur, oh, oh, oh, nein, das ist zu wenig. 5000!“ „Kommt nicht in Frage. Wenn Sie nicht wollen, dann nehme ich halt einen anderen Fahrer“. „Ohhh, Monsieur, Monsieur“. „Ja“, frage ich, „was is’?“ „Gut“, sagt er, „2000“, und schon sitze ich in seinem Pousse-pousse. In der Dunkelheit zieht er mich in seinem wackelnden Gefährt über Schlaglöcher, durch Pfützen und über Sand. Die kleine Petroleumlampe unter dem Pousse-pousse schwankt schwach leuchtend hin und her. Eine Viertelstunde lang. Noch immer ist es schwül, und der Fahrer schwitzt. Mal rennt er, mal geht er, an der Kreuzung hält er kurz an, obwohl niemand und nichts kreuzt. Kurze Pause. Ich bekomme ein schlechtes Gewissen. Eigentlich müsste ich ihm viel mehr für diese Fahrt geben. Doch wenn ich heute mehr gebe, wird er morgen sicher noch mehr verlangen. Vor dem Hotel gebe ich ihm die 2000 Franc Malgache. Er schaut mich ungläubig an. „Wieso deux mille Monsieur? Wir haben doch dix mille vereinbart, 10.000“. Ich staune, erkläre, dass ich deux mille gesagt hätte. Er meint hingegen, dix mille verstanden zu haben. Deux mille, dix mille. Hin und her. Schließlich gebe ich ihm 5000. Er freut sich. Dann schlage ich ihm vor, er soll mich morgen früh um fünf Uhr abholen und mich zur Taxi-Brousse-Station bringen. „Gerne, Monsieur, fünf Uhr, morgen früh. Oui. Oui. Salut Monsieur. Veloma“. Am nächsten Morgen warte ich auf ihn. Er kommt nicht. Ich nehme schließlich einen anderen Pousse-pousse-Fahrer, irgendeinen anderen der siebentausendachthundert Pousse-pousse-Fahrer von Antsirabe.

Krank vor Madagaskar liegen

Als ich mit Verdacht auf Malaria und Typhus krank wurde, war Madagaskar kein Paradies. Madagaskar war für mich aber auch zu keinem anderen Zeitpunkt ein Paradies. Das Land hat zwar paradiesische Ecken, aber ein Paradies? Es war für mich auch nie geheimnisvoll oder besonders exotisch.

Es war nur anders, nicht zu vergleichen mit der Welt, aus der ich kam. Jeder Vergleich wäre auch falsch, und jede Vorstellung von einem Madagaskar, das irgendwo weit entfernt irgendwas von einem Mary-Poppins-Zauberland hat, ist auch falsch. Madagaskar ist einfach nur anders, man muss sich darauf einlassen, und wenn man es tut, geschieht Neues, es bleiben Gewohnheiten aus, es verschwinden Meinungen, man ist überrascht von sich, von anderen, vom Tag, von jedem Tag, von jedem neuen Tag, immer wieder. Das ist das Schöne.

Ich dachte, als ich krank war, an die Matrosen, denen es im japanisch-russischen Krieg 1904 vor der Nordwestküste Madagaskars gar nicht gut ging. Viele starben nicht im Schlachtgemetzel, sondern an einer merkwürdigen Seuche. Diese Seuche gab der Insel nicht nur den Ruf, „Grab des weißen Mannes“ zu sein, sondern war auch der Anlass für jenes Lied, das für die meisten Deutschen heute das einzige ist, was sie überhaupt von Madagaskar kennen. „Wir lagen vor Madagaskar...“ Aber selbst dieses Lied informiert leider falsch. Denn für die Seeleute, die einst vor Madagaskar lagen, stellte sich später heraus, dass sie nicht die Pest an Bord hatten, sondern Typhus.

Ein Christkind namens Fara

Der Kauf der Schuhe. Es riecht nicht nach Lebkuchen, nicht nach Spekulatius, nicht nach Glühwein. Nur ein paar grüne Plastikbäume, die mit ihren stacheligen, borstigen, langen Nadeln wie riesige Klobürsten aussehen, und ein paar Weihnachtsmänner, die sich in roten Mäntelchen, Stiefeln und mit weißer Gesichtsmaske auf der Avenue de l'Indépendance aufgestellt haben, erinnern daran, dass es weihnachtet. Die madagassischen Weihnachtsmänner tragen bunte große Schirme, die sie je nach Wetterlage, als Regen- oder Sonnenschirm benutzen. Da stehen sie dann etwas gelangweilt und warten darauf, dass die Einwohner sich mit ihnen für ein paar Franc Malgache fotografieren lassen. Das muss so sein, denn auch der Weihnachtsmann in Tana ist nicht sehr reich, und wenn er schenkt, schenkt er meist nur den Kindern etwas.

Um ihm ein wenig zu helfen, habe auch ich Père Noel gespielt. Für ein Straßenkind, das ich seit Beginn meiner Zeit in der Hauptstadt kenne, und das mich immer mit „Bonjour Monsieur“ begrüßt, wenn es mich auf der Place de l'Indépendance sieht. Es ist ein zwölfjähriges Mädchen und heißt Fara. Fara bedeutet „Jüngste“ und vielleicht mag ich sie deswegen. Sie ist zwar rotzfrech, doch nicht uncharmant. Natürlich zerlumpt, schmutzig und ohne Schuhe. Zehen und Nagelbetten sind völlig verwachsen. Obwohl ich Straßenkindern grundsätzlich kein Geld gebe, ist sie die einzige, die etwas von mir bekommt. Wo soll man mit Geldgeben anfangen, wo aufhören? Gibt man einem, muss man dann allen geben? Was ist gerecht, was ungerecht? Ist da überhaupt was gerecht? Lernen diese Kin-

der, indem man ihnen Geld gibt, nicht noch besser zu betteln? Bei Fara mache ich eine Ausnahme. Um die 1000 Franc Malgache bekommt sie immer von mir, nicht mehr als 30 Pfennig. Aber viel für sie. Eine Familie verdient knapp 80 Mark im Monat, schon ein Stück Fleisch, 250 Gramm Zebu, kostet eine Mark, zuviel für eine arme Familie, die acht- bis zehnköpfig ist. Die allermeisten sind arm und kinderreich. Fleisch ist Luxus, den es höchstens einmal im Monat gibt.

Vor einer Woche hat mich Fara gefragt, ob ich ihr Schuhe kaufen könnte. Ich sagte ja. Aber nur an Weihnachten, also heute. Heute am Heiligen Abend. Um 11 Uhr ging ich mit ihr los, sie wollte Turnschuhe haben, die ich ihr dann in irgendeinem verwinkelten Markt in der Nähe des ehemaligen Zoma kaufte. Für 40.000 Franc Malgache, keine 15 Mark. Als sie die Schuhe über ihre Füße zog, konnte sie es nicht fassen. Erst hat sie sich kaputtgelacht, dann ernst geschaut, dann verlegen gelächelt. Wie auf Eiern wackelte sie in den Latschen. Als ob man einem Bergsteiger Ballettschuhe angezogen hätte. Behutsam trat sie links und rechts mit ihren Füßen auf. Immer wieder, und hielt die Hand vors Gesicht, um ihre Röte zu verdecken. Die Schuhe, die sie so gerne haben wollte, waren ihr plötzlich fremd. Aber halb lachend, halb strauchelnd, stammelte sie schließlich ein „Merci“ und konnte es einfach nicht fassen. Sie konnte es einfach nicht fassen.

Ich hoffe, ihre Schuhe werden nicht geklaut. Vielleicht verkauft sie sie auch. Ich sagte ihr, dass ich wiederkommen werde, um zu kontrollieren. Dann ging ich, und sie hinter mir her, ein paar Schritte Abstand, anders als beim Hinweg, bei dem sie mir eilig vorausgelaufen war. Beim Gehen schaute sie nun auf den Boden, vielleicht auf ihre Schuhe. Ich blickte zurück, dann sah auch sie hinauf zu mir, lächelnd und unendlich verlegen – mein kleines Christkind namens Fara.

Schuhe im Sack. Wie Fara in das neue Jahrtausend gekommen ist, weiß ich nicht. Heute sah ich sie wieder. Es ist der 6. Januar 2000. Heilige Drei Könige. Von weiten rief sie mich schon. Sie hatte keine Schuhe an. Als ich fragte, wo sie seien, zeigte sie auf die gegenüberliegende Straßenseite, auf einen schmutzigen, kohleverrußten Sack. Ihr Kleiderschrank. „Dort sind die Schuhe“, sagte sie. Aufbewahrt in dem alten Sack. Bewacht von den anderen Bewohnern der Straße. Heute würde sie sie nicht tragen wollen. „Warum?“, fragte ich. „Dann schauen Sie sich doch mal meine Füße an. Viel zu schmutzig.“ Ich allerdings vermutete, dass sie die Schuhe schon gar nicht mehr hatte. Ich fragte, wann sie die Schuhe denn wieder einmal anziehen würde. „Morgen“, sagte sie „oder Freitag“. „Wieso morgen oder Freitag?“, fragte ich. „Ach nur so“, sagte sie. Ich verabschiedete mich und ging.

Mit Schuhen zur Schule. Morgen reise ich zurück nach Deutschland. Gestern traf ich Fara zum letzten Mal. Ich sah sie in einem Hauseingang, mit ihren Freunden Blätter eines alten Taschenkalenders sortieren. Fara hatte Schuhe an, ihre Turnschuhe. Als sie mich sah, sprang sie auf und gab mir die Hand. Heute

ginge sie zu Schule. „Zur Schule!?“ Das überraschte mich. „Ja“, sagte sie, „von acht bis zwölf und nachmittags noch einmal zwei Stunden“. Ich sagte, dass ich das sehr gut fände und wollte wissen, wo die Schule sei. „Nicht weit“, meinte sie, „da kann ich zu Fuß hingehen, nur fünf Kilometer“. „Fünf Kilometer! Das nennst du nicht weit“, rief ich. „Gut, dass du nun Schuhe hast“. „Ja“, sagte sie, „gut dass ich nun diese Schuhe habe“. Seit dem Kauf der Schuhe hatte mich Fara nie wieder nach Geld gefragt.

Die Hoffnung heißt „morgen“

In einer Senke taucht die Silhouette von Ilakaka auf. Einst gab es in dieser Trockensavanne nur ein paar Lehmhütten, in denen wenige Eltern mit ihren Kindern wohnten, die hinter Dornenbüschen und Termitenhügeln Verstecken spielten. Vor nicht mehr als einem Jahr fand jemand Steine. Wertvolle Steine. Saphire. Schnell brach das Fieber aus, und aus dem ganzen Land kamen sie, um sich anzustecken.

Sie gaben ihr altes Leben auf, brachten Eimer, Schaufel und Spaten mit, bauten sich Häuser aus Pinienholz und buddelten um ihr Leben. Täglich wächst nun die Hüttenstadt. Es gibt bereits eine kleine katholische Grundschule, eine Kirche, eine aus Brettern zusammengebaute Arena für den Hahnenkampf, eine Apotheke, eine Videothek, in der den ganzen Tag Actionfilme laufen, ein paar Wundärzte, einen Zahnarzt, der seinen Patienten auf einem ausrangierten Peugeot-Fahrersitz die faulen Zähne zieht. Und es gibt Nachtclubs, vor deren Türen die Huren über den sandigen Boden stöckeln. Immer mehr Glückssuchende kommen. Über 100.000 Dealer und Digger hat das Saphir-Fieber in den vergangenen Monaten bereits nach Ilakaka gelockt, und mit ihnen kamen Banditen, Diebe, Killer und die Gendamerie. Es ist der wilde Südwesten Madagaskars.

Barfüßig, den Spaten über die Schulter geworfen, schlurften die Schürfer zu ihren Schächten. Tausende von Löchern haben den Boden bereits durchsiebt. Anderthalb Meter sind sie breit, manche sechs Meter tief, andere bis zu 20 Meter. Es sind Tunnel, ein unterirdisches Netz aus Gängen, durch die sich die Arbeiter den Weg mit Kerzenlicht leuchten. Vier Menschen sollen in den vergangenen Wochen schon verschüttet worden sein. Absperungen rund um die Löcher und Schächte gibt es nicht. Die Kinder laufen um sie herum, spielen Räuber und Gendarm. Wie viele von ihnen schon hineingefallen sind, weiß man nicht. Wieviele Arbeiter verschüttet worden sind, auch nicht. Offiziell gab es bisher nicht mehr als 30 Unfälle mit Todesfolge. Inoffiziell sind mindestens schon 100 gestürzt oder lebendig begraben worden. Vor allem in den großen Minen, die bis zu 400 Meter lang und 60 Meter tief sind. In diese riesigen Gruben haben die Männer vom Minengrund bis zum oberen Rand stufenweise Plateaus in einem Abstand

von etwa zwei Metern in den Sand gehauen. Von Plateau zu Plateau schleudern sie die mit Sand gefüllten Säcke nach oben. Träger schleppen die Sandlast zum gelben Fluss Ilakakas. Dort geht es an die Steinwäschersiebe.

Manche Suchende sind im Saphirdorf reich geworden. Zum Beispiel der Bürgermeister, Monsieur Fernand René, der mit dem Fund von Saphiren aus seiner Lehmhütte drei Steinhäuser und zwei Autos gemacht hat. Die meisten Männer, die in den Schächten schaufeln, bleiben aber arm und müssen für einen Patron, einen Händler, arbeiten, der ihnen Tagesverträge anbietet. Das Grundgehalt ist fünf Mark pro Tag. Was sie finden, verkauft ihr Patron. Vom Verkaufspreis kriegen die Schürfer nicht mehr als sechs Prozent. „Neulich hat einer abends in der Bar geprahlt, dass er unten im Tunnel einen Stein gefunden und behalten hätte. Den haben die Patrons dann so bedient, dass er zwei Wochen lang keinen Spaten mehr in die Hand nehmen konnte“, erzählt John. Der 25jährige John Heritina Rakotomamonjy hat sich, wie viele andere, im ockerfarbenen Sandboden arm geschaufelt. Sein gesamtes Geld, fast 500 Mark, investierte er in die Suche. Gefunden hat er nichts. Sechs Monate lang. Jetzt jobbt er als Kellner und als Fahrer für Touristen, die den Nationalpark von Isalo besuchen wollen, im wenige Kilometer entfernten Ranohira. „Die Saphire sind die Hoffnung der Suchenden“, sagt John. „Inzwischen sind aber viel zu viele Leute gekommen. So viele Saphire können gar nicht mehr im Boden sein, dass alle etwas finden.“

Viele Arbeiter scheinen anderer Meinung zu sein. Fragt man sie, ob sie heute schon etwas gefunden haben, sagen sie: „Nein, aber morgen“. Fragt man sie ob sie gestern etwas gefunden haben, sagen sie: „Nein, aber morgen.“ Fragt man sie, ob sie überhaupt schon einmal etwas gefunden haben, sagen sie. „Ja sicher, und morgen finden wir wieder etwas.“ Ihre Hoffnung heißt „Morgen“.

„Bei uns in Ilakaka gibt es nichts offiziell, aber unter der Hand gibt es alles“, freut sich Gaolaza. Trotz seiner von Drogen rot unterlaufenen Augen und seiner nervösen Gestik, versucht er wichtig zu wirken. Er ist Mitglied der Organisation im „Comptoir de Saphir“, dem Markt, auf dem die Händler, vor allem aus Sri Lanka, in ihren winzigen Verkaufständen mit Aufschriften wie „Big Boss Saphir“ auf die lokalen Saphirverkäufer warten. Dort drehen die Händler die Steine zwischen Daumen und Zeigefinger, leuchten sie mit einer Spezialtaschenlampe ab, registrieren Einschlüsse, Fenster, Blasen und Brüche. Je nach Reinheit, Helligkeit und Härtegrad liegen die Preise zwischen zehn und 140.000 Mark pro Saphir.

Vor Gaolazas Büro, am Comptoir-Eingang, stehen zwei Soldaten mit Maschinengewehren bewaffnet. Es ist nötig. Zu viele rennen vor den Verkaufsständen der Händler rum und tragen unter dem T-Shirt eine Pistole. „Noch in 100 Jahren werden wir hier Saphire finden“, ruft Gaolaza und schlägt mit der Hand so heftig auf seinen Bürotisch, dass der Stapel von Brie-

fen neben der Schreibmaschine umfällt. Ohne die Saphire würde Gaolaza immer noch Zebus über die Savanne treiben. Er hat sich das verschafft, was viele in Ilakaka wollen: Stellung und Respekt. Das große Geld in Ilakaka machen jedoch die Grand-Patrons, die Großhändler, meist Europäer, die an einem Tag bis zu 200.000 Mark für Steine ausgeben.

Plötzlich wird es vor dem Comptoir laut. Menschen strömen zusammen, rennen durch das Tor auf den Saphir-Markt. Zwei Jeeps fahren durch die Schranke. Auf der Ladefläche des Pickups stehen schwer bewaffnete Jungs. Fünf Bodyguards mit Spiegelbrille. Den Kerl vorne im Wagen nennen alle Monsieur Werner alias Werner Spaltenstein, Bauernsohn aus Zürich. Mit seiner Cessna ist er vor einer Viertelstunde auf der holprigen Graspiste, neben dem wenige Kilometer entfernten Nobelhotel „Relais de la Reine“, gelandet. Von dort, über die Route Nationale 7, sind es nur ein paar Minuten bis zum Comptoir. Jetzt stehen die lokalen Verkäufer vor Werners Kiosk Schlange. Manche jubeln schon, freuen sich, ihre Steine zu einem guten Preis zu verkaufen. Andere sind etwas nervös und beginnen zu drängeln. Ein Gendarm mit gezückter Kanone sorgt für Ordnung.

Dass die Grand-Patrons alle nicht ganz koscher sind, wissen die kleinen Schürfer und Händler, die hier kaufen und verkaufen. Sie fürchten sie. Wenn beispielsweise der Name Zwetkow fällt, verstummen viele für einen Augenblick. Der 62jährige Eugen Zwetkow, gebürtiger Bulgare mit deutschem Pass und Hemmingway-Bart, hatte schon Anfang der 70er Jahre in Sambia Edelsteine gesucht, später im sozialistischen Madagaskar Gold und Smaragdvorkommen aufgespürt. Dass er nun als Grand-Patron unbehelligt in Ilakaka wirken kann, ist kein Wunder. Seine guten Kontakte zu Präsident Didier Ratsiraka, dessen Sohn Ilakaka praktisch gehört, machen es möglich.

100 Jahre lang wird Ilakaka wohl nicht ein Mekka für Saphirsucher bleiben. Das zumindest meint die Presse in Tana. Für sie steht sogar fest, dass der größte Teil des im Boden versteckten Schatzes bereits gefunden wurde. Manche Glückssucher sind schon weiter gezogen. In einem kleinen Dorf im Süden, bei Fort Dauphin, sollen die nächsten Saphire entdeckt worden sein. Ilakaka jedenfalls wird so lange in aller Munde bleiben, bis der letzte Stein gefunden ist. Bis dahin wird weitergesucht. Vielleicht lohnt es sich ja und man stößt eines Tages – wie der Karikaturist der Tageszeitung „L'Express“, Elisé Ranarivelo, glaubt – auf andere wertvolle Dinge: Knochen eines Dinosauriers.

Salut Vazaha!

Salut Vazaha, rufen, meistens fröhlich winkend, die madagassischen Kinder, wenn sie einen Weißen, einen Vazaha, am Strand oder durch ihr Dorf lau-

fen sehen. Salut Vazaha, rufen heiter die Strandverkäufer, wenn sie ihre Muscheln und Holzschnitzereien den Weißen anbieten. Salut Vazaha, rufen freundlich die Händler, wenn man ihren Laden betritt. Salut Vazaha, rufen lockend die Prostituierten, wenn sie weiße Kundschaft sehen. Salut Vazaha, rufen gehässig Madagassen, wenn sie Weiße nicht mögen.

Im Stadion

Im Sportstadion von Tana wird Rugby gespielt. Ich muss vor der Haupttribüne entlanggehen, um zu einem freien Sitzplatz zu kommen. Oben auf den Rängen sehe ich nur Madagassen, fast nur junge. Als sie mich erblicken, fangen sie an zu johlen, auf mich zu zeigen, zu rufen: „Salut Vazaha“. Mir wird etwas unheimlich. Ich beschleunige meinen Schritt, eile die Ränge hinauf. Sie glotzen mir nach, rufen immer noch. Als ich mich setze, stürmen drei, vier Jungs auf mich zu, setzen sich vor, hinter und neben mich. Ich schaue erstarrt. Sie lachen, sie lachen mich an, halten mir Erdnüsse hin. Sie freuen sich. Sie freuen sich, mich zu sehen, finden es schön, einen Weißen unter sich zu haben. Salut Vazaha.

Fußballplatz

Auf einem Platz in Tana, von dem die Rue Ravelojaona bis zum Rova, dem abgebrannten Palast der Königin in Tana, hinaufführt, wird sonntags Fußball gespielt. Der Platz ist löchrig, das wenige Grün, das auf ihm wächst, ist Unkraut. Manche der Spieler tragen Fußballschuhe, manche nicht. Doch ob mit oder ohne, der Ball rollt gut. Ein etwa vierzigjähriger Madagasse spricht mich an. Salut Vazaha. Er fragt mich, was ich von dem Spiel halte. Er kennt Europa, hat in Straßburg studiert. Zahnarzt. In Madagaskar hat er keinen Job bekommen, kümmert sich jetzt um die Jungs auf dem Platz. Hosen und Trikots habe er für sie bereits besorgen können. Nun suche er noch einen Sponsor. Er schaut mich an. Festen Blickes. Dann würden alle Fußballschuhe tragen können, sagt er. Salut Vazaha.

Deutschstunde

Madagassische Germanistikstudenten der Universität Tana erwarten mich zu einer Seminarstunde. Als ich den Raum betrete, stehen 30 Mädchen und Jungen auf und raunen mir unisono ein „Guten Tag“ zu. Auf ein Handzeichen der Lehrerin setzen sie sich. Ich soll von mir erzählen, von meinen Eindrücken in Madagaskar. Auf deutsch. Dann sind sie dran, auf deutsch, fragen mich. Ob ich als Journalist meinen Traumberuf gefunden hätte. Wie demokratisch denn nun mein Land nach der Nazizeit sei. Wie das in Deutschland mit der Rente funktioniere. Was der neue Kanzler für einen Eindruck mache. Ob ich wüsste, wie schwierig es in Madagaskar sei, einen seiner Ausbildung entsprechenden Job zu finden, wenn man nicht der richtigen Familie oder dem richtigen Stamm angehöre. Irgendwann ist die Stunde zu Ende. Sie danken,

klatschen, ich gehe. Nur der beste von ihnen wird einmal mit einem Stipendium Deutschland besuchen dürfen. Salut Vazaha.

Kindermuscheln

Am Strand von Ramena, bei Diego-Suarez, stürmen drei kleine Kinder auf mich zu und knien sich neben mich. Salut Vazaha. Die beiden Mädchen packen Muscheln aus ihren Tüten, bieten sie mir an. Der zweijährige Junge kann sich vor Lachen kaum halten und versteckt sich immer wieder hinter seinen Schwestern. Sie malen sich Punkte mit meiner Sonnencreme ins Gesicht. Sie wollen, dass ich ein Foto von ihnen mache. Ich mache eins. Sie jubeln. Dann gehen sie, lassen mir die Muscheln als Geschenk. Salut Vazaha.

Bevorzugte Behandlung

Der Platz neben dem Fahrer im Taxi-Bé ist bequemer, breiter und teurer als die restlichen Plätze hinten. Meistens wird er von einem Vazaha reserviert. Auf der fast fünfstündigen Fahrt von Tamatave nach Soanierana-Ivongo sitze ich vorne. Für den Platz habe ich vier Mal mehr als die anderen, die sich hinten quetschen, bezahlt. Sie gönnen ihn mir, ich bin Vazaha, ich habe bezahlt. Hupend rast der Bus über Brücken, Straßen und Dörfer. Fast immer Vollgas, um die Zeit einzuholen, die bei den ständigen Kontrollen der Polizei und bei den zahllosen Busstopps verloren geht. Musik dröhnt aus dem Radio. Hinter mir wird es immer voller. Die Leute liegen schon quer über- und untereinander. Mich lässt man in Ruhe. Salut Vazaha. Nur einmal bittet man mich, für einen Fahrgast ein wenig zur Seite zu rücken. Dem Mann ist es sichtbar unangenehm. Er entschuldigt sich und wechselt sofort den Platz, als hinten etwas frei wird. Salut Vazaha.

Ihr habt es

Auf der Westseite der Insel Ste. Marie fragt mich ein achtjähriger Junge nach Geld. Zwar freundlich, doch ohne Bitte und sehr hartnäckig. Als ich ihn frage, wie er darauf käme, dass man als Weißer immer Geld geben müsse, sagt er: „Ihr seid doch alle reich“. Warum er denn meine, dass alle Vazahas Geld hätten. „Ihr habt es“. Ob er nicht glaube, dass man auch in Europa dafür arbeiten müsse. Er antwortet: „Ihr seid weiß, ihr seid reich, ihr habt Geld. Jetzt könnt ihr uns doch davon auch etwas abgeben“. Salut Vazaha.

Piratenfriedhof

Nur über einen vierzig Zentimeter breiten Steg ist der Piratenfriedhof auf Ste. Marie zu erreichen. Mehr als tausend Seeräuber sollen sich um 1800 in den Buchten der Insel versteckt haben. „Salut Vazaha“, sagt der Junge, der auf Besucher wartet und eine Führung anbietet. Ich gebe ihm etwas, damit er mich

nicht begleitet. Ich will den Ort, der offiziell fady ist, alleine finden. Ich balanciere über den Steg und verschwinde im Dickicht der kleinen Halbinsel. Erst nach zehn Minuten finde ich an einem Pfad ein morsches Holzschild. Die Buchstaben sind kaum zu erkennen. „Cimetière aux Forbans“ soll es wohl heißen, Piratenfriedhof, der Eingang. Zehn Meter dahinter die ersten Grabsteine. Einige sind zerbrochen, andere überwachsen, die wenigsten zu entziffern. Ich suche nach eingravierten Totenköpfen, versuche die Steine von Ästen, Blättern und Moos zu befreien. Nichts zu finden. Die Sonne brennt, ein Vogel zwitschert frech im Gebüsch. Ich bin enttäuscht und gehe. Fast falle ich über eine im fußhohen Gras liegende Grabplatte. Ein Gesicht lacht mich an. Es ist ein Totenkopf, ein Totenkopf mit einem höhnischen Grinsen. Salut Vazaha.

Erdkunde

Von dem größten Dorf auf Ste. Marie, Ambodifotatra, laufe ich auf die Ostseite der Insel. Zwei Stunden zu Fuß. Ein achtjähriges Mädchen und ihr kleiner Bruder kommen hinter mir hergerannt. Salut Vazaha. Sie haben blaue Kittel an, Schuluniformen. Jeden Tag gehen sie diesen Weg. Eine Stunde zur Schule hin, eine Stunde zurück. Andere Wege, andere Orte kennen sie nicht. Während wir nebeneinander herlaufen, zeigt mir das Mädchen ihr Schulheft. Sie ist stolz. In der Erdkundestunde hat sie heute Afrika kennengelernt und gezeichnet. Mit bunten Stiften. Alle Länder mit allen Namen und alles auf Französisch. Dann fragt sie mich, wo ich herkomme. Ich erzähle von Europa und dem Land, das Deutschland heißt, von seinen Städten, von seinen Straßen, von seinen Kindern. Sie hört und fragt, und fragt und hört, bis wir das Haus ihrer Eltern erreichen, eine Hütte am Weg. Salut Vazaha, sagt sie und geht. Ihre Eltern schauen mich misstrauisch an. Ich gehe weiter, blicke zurück und sehe, wie das Mädchen nicht aufhört zu erzählen.

Im Restaurant

Ein Restaurant in Ambodifotatra auf Ste. Marie ist dafür bekannt, dass man lange auf das Essen warten muss. Es macht nichts. Ich habe Geduld und verstehe mich aufs Warten. Ich gehe hin, bestelle ein Menü. Das einzige, was es noch gibt. Zebu, Kartoffeln, Gemüse. Ein erstes Getränk wird mir nach 20 Minuten gebracht. Es macht nichts. Ich habe Geduld und verstehe mich aufs Warten. Es vergeht eine weitere halbe Stunde, ohne dass etwas passiert. Eine Dreiviertelstunde, eine Stunde. Es macht nichts. Ich habe Geduld und verstehe mich aufs Warten. Ich schaue nicht mehr auf die Uhr. Irgendwann kommt das Essen. Ich habe in der Zwischenzeit so einen Hunger bekommen, dass ich noch einen Nachtisch bestellen möchte. „Nachtisch?“, ruft die Kellnerin erstaunt. „Hören Sie“, sagt sie, „das geht nicht, das schaffen wir jetzt leider nicht mehr“.

Es macht nichts. Ich habe Hunger und verschlinge mein Essen. Dann will ich zahlen. Bis die Rechnung kommt, vergehen weitere 20 Minuten. Es macht was. Ich habe keine Geduld mehr und verstehe mich nicht mehr aufs Warten. Das ich erst am nächsten Morgen zurückkomme und zahle, macht nichts. Die Leute haben Geduld und verstehen sich aufs Warten. Salut Vazaha.

In einem anderen Restaurant

In einem Restaurant in Fort Dauphin bestellen wir Cola. „Cola ist nicht mehr da“, sagt der Kellner, „aber Fanta“. Wir nehmen Fanta. Bei einem zweiten Kellner bestellen wir das Essen, gegrillte Krabben und Krebse. „Gegrillte Krabben sind nicht mehr da“, sagt der Kellner, „aber Krebse und Langusten“. Wir nehmen Krebse und Langusten und noch eine Fanta. „Fanta ist nicht mehr da“, sagt der zweite Kellner, „aber Cola“. Wir staunen und nehmen nun Cola. Als die Langusten vom ersten Kellner gebracht werden, sagt er: „Krebse sind nicht mehr da, aber gegrillte Krabben“. Wir essen Langusten und gegrillte Krabben. Als Nachtisch bestellen wir flambierte Bananen und Mousse au chocolat. „Flambierte Bananen sind nicht mehr da“, sagt der erste Kellner, „aber Mousse au chocolat“. Der zweite Kellner kommt zurück: „Mousse au chocolat ist nicht mehr da, aber ein paar Bananen“. Wir nehmen Bananen. Dann wir zahlen wir. Eine Rechnung, eine einzige. Bei getrennten Rechnungen wären sicher ein paar nicht da gewesen. Salut Vazaha.

Robinson tanzt

Als ich mich in Hell-Ville, auf Nosy Be, von Pierre Robinson verabschiede, lädt er mich ein, ihn am nächsten Tag in seinem Haus auf der Insel Nosy Komba zu besuchen. Ich kenne ihn gerade zehn Minuten. Pierre ist etwa sechzig, Franzose, und lebt seit dreißig Jahren auf den Inseln Nosy Be und Nosy Komba im Norden Madagaskars. Ein Fremdenlegionär ist er nicht, sagt er. Der schlanke Mann mit dem ausgemergelten Gesicht und dem schüttereren Haar wirkt in seiner langen Leinenhose, dem gebügelten Hemd, den geputzten Schuhen und den dazu farblich abgestimmten Strümpfen durchaus elegant. Am nächsten Morgen fahre ich mit dem Touristenboot nach Nosy Komba. Ich verzichte darauf, mir die naschächtigen Lemuren der Insel anzusehen, und suche Pierre. Einen Kilometer von dem Ankerplatz entfernt treffe ich am Strand zwei Einheimische. Pierre lebe dort hinten in der kleinen Hütte, sagen sie. Als ich vor dem Fenster stehe, sehe ich drinnen, in einem schlichten Raum, einen Vazaha mit einer Einheimischen tanzen. Heiter, rhythmisch, leichten Fußes. Es ist Pierre, nur mit weißen Shorts bekleidet. Salut Vazaha, sagt er, Salut Vazaha, sagt sie, und bieten mir ein Bier an. Eine halbe Stunde darf ich bei Robinson und Frau Freitag bleiben. Dann ruft mich die Bootssirene zurück an Bord.

Am Hafen

Im Hafen von Hell-Ville ist der Teufel los. Mit einem Boot muss ich nach Ankify, aufs Festland, übersetzen. Auf der Plattform vor der Anlegestelle laufen und stehen Kofferträger, Boten, Vermittler, Taxifahrer, Bootsbesitzer, Ticketkontrolleure, Händler, Diebe und Betrunkene herum. Jeder will sich hier irgendwie, irgendwas verdienen. Der eine delegiert oder hantiert, der andere schleppt und rennt, der nächste trägt und bringt und andere tun gar nichts. Die Passagiere warten. Salut Vazaha. Als ich mein Ticket bezahlt habe, soll ich meine Tasche abstellen. Sekunden später ist sie weg. Ich schaue mich nach dem Dieb um. Überall wird gerannt und geschoben, gefahren und gezogen, geschubst und gedrückt. Die Tasche ist weg. Salut Vazaha. Dann werden die Passagiere auf die kleinen Boote verteilt. Scheinbar wahllos. Auch ich sitze schließlich irgendwo in einer dieser offenen Zehn-Mann-Schüsseln. Dann sehe ich meine Tasche. Sie schaut aus dem Luk des kleinen Vorderdecks meines Bootes heraus. Ordnungsgemäß. Salut Vazaha.

Das Zwanzigfache

Der Eintrittspreis für Einheimische, die die Nationalparks besichtigen wollen, beträgt nicht mehr als eine Mark. Abgesehen davon, dass manche Madagassen erst gar nicht in die Nähe von Nationalparks gelangen, ist für sie der Preis immer noch hoch. Die Nationalparks können sich nur mit Hilfe der Eintrittsgelder für Ausländer finanzieren. Von den fast 11.000 Besuchern 1998 in Ranomafana, waren mehr als zwei Drittel Vazahas. Pro Nase zahlen sie fast 20 Mark. Ein Preis, der als Spende zu betrachten ist. Salut Vazaha.

Am Schiffswrack

Die Fischerfamilie hat sich an das riesige Wrack des Schiffes gewöhnt, das ein Zyklon, vor fünf Jahren, genau vor ihre vier Hütten an den Strand von Manakara geworfen hat. Ein paar Wrackteile haben sie in ihre einfachen Behausungen eingebaut. Als Dach, als Tonne, als Stuhl. Als ich zu ihnen gehe, reparieren zwei junge Männer ihre Netze, drei Frauen sitzen daneben, auf ihren Armen kleine Kinder mit aufgeblähten Bäuchen und schlechten Zähnen. Ich setze mich. Salut Vazaha. Sie lächeln und arbeiten weiter. Der Großvater kommt, der Wortführer. Er gibt mir die Hand. Salut Vazaha. Er erklärt, dass in den beiden Pirogen, dort hinten im Meer, seine Söhne sitzen. Sie sind heute bereits zum zweiten Mal draußen. Bisher haben sie nur Krebse gefangen. Der Großvater nickt mir freundlich zu. Auch als ich gehe, fragt keiner von ihnen nach Geld. Salut Vazaha.

Kaffeebauern

Bei Manakara besuche ich eine Familie, die von der Arbeit auf einer Kaffeepflanzung lebt. Salut Vazaha. Nur die Großmutter, die Töchter und Enkel-

kinder sind im Haus. Weil die Ernte in diesem Jahr schlecht war, sind die Männer unterwegs, um irgendwo anders Geld zu verdienen. Zehn Säcke à 30 Kilo erntet die Familie normalerweise pro Saison. Dieses Jahr waren es nur fünf. Ein Zyklon hat große Teile der Ernte zerstört. Nur 60 Mark haben sie jetzt verdient. Die Kinder mussten bereits die Schule abbrechen, weil sich die Familie die Hefte und Stifte nicht mehr leisten konnte. Jetzt arbeiten auch die Mädchen. Sie flechten kleine Teppiche aus Pflanzen. Zwei Tage brauchen sie für einen. Für eine Mark soll er dann verkauft werden. Gegessen wird nur das, was um die eine Hütte, in der die Familie wohnt, gratis wächst. Reis, Bananen, Litschis und Jackfruit. Der Großmutter gebe ich für ihre Mühe, mir alles zu zeigen und zu erklären, ein wenig Geld. Dankbar verbeugt sie sich vor mir mehrere Male. Salut Vazaha. Als auch die Tochter mich um Geld bittet, schimpft die Großmutter sie furchtbar aus.

Grabwächter

Auf der Autoroute zwischen Isalo und Tuléar liegen, etwa 40 Kilometer vor Andranovory, die Gräber der Mahafaly. Die schulterhohen Mauern der Grabstätten sind bunt, bemalt mit Soldaten, Gewehren, Panzern, Fischen, Walen und Heldenmalereien. Die Grabstätten sollen den Reichtum und das Prestige der Verstorbenen symbolisieren. Besuchen darf man diese gemauerten Mausoleen aber nicht. Sie sind fady, heißt es. Fady ist hier als „Schutz“ zu verstehen, denn in den vergangenen Jahren haben vor allem Touristen und Souvenirjäger die heilige Stätte beschädigt. Ein Mann steht mit seinem Freund vor den Gräbern und hält Wache. Angeblich. Salut Vazaha. Nein, reinlassen will er mich nicht. Es sei denn, ich gebe ihm eine Spende für die Renovierung. Und seinem Freund auch. Neben ihm steht ein Eimer mit Farbe. Ich willige ein. Die beiden bieten mir nun sogar eine Führung an. Sie werden richtig gesprächig und bevor ich wieder verschwinde, trinken wir noch einen Schluck Rum. Salut Vazaha.

Früchte der Baobabs

Wenige Kilometer vor Tuléar ist, am Rand der Nationalstraße, ein Schild mit der Aufschrift „Andranomaitso“ befestigt. Es ist der Name von zwei Hütten, die neben einem riesigen Baobab stehen. Dieser Affenbrotbaum ist ihr Kapital. Die Weißen, die halten, um den Giganten zu fotografieren, werden stets stürmisch begrüßt. Salut Vazaha. Selbst von den Feldern kommen die Kinder angerannt, atemlos, um in den wenigen Minuten, die der Vazaha vor den riesigen Bäumen verbringt, etwas von ihm zu erheischen: T-Shirts, Buntstifte, Bonbons, Geld – die Früchte des Baobabs, die nicht auf ihm wachsen. Salut Vazaha.

En panne

Das Taxi-Brousse zwischen Tuléar und Ifaty ist überfüllt. Mit Menschen, Körben mit Bananen, Litschis und Brot, zahllosen Taschen und Koffern, Benzinkanistern, Bier-, Cola- und Limonadenkisten. Ich bin der einzige Ausländer. Salut Vazaha. Immer wieder bleibt der Bus in der Sandpiste stecken. Alle Männer raus, Bretter unter die Räder und schieben. Dann alle Männer wieder rein und weiter. Wenig später bleiben wir endgültig liegen, „en panne“, kaputt, Motorschaden. Brennende Mittagshitze. Eine Stunde Autofahrt liegt noch vor uns. Wir nehmen unser Gepäck vom Dach und gehen zu Fuß weiter. Als wir den Lastwagen erreichen, den wir schon vom Bus aus gesehen hatten, hören wir, dass auch er „en panne“ ist. In der Ferne wirbelt eine Staubwolke auf. Ein Jeep nähert sich. Ich nehme mein Gepäck, laufe auf ihn zu. Nach kurzem Gespräch nimmt mich der Fahrer mit. Sonst keinen. Salut Vazaha.

Rollentausch

Auf dem Rückweg von Ifaty nach Tuléar, ein paar Tage, später ist unser Jeep „en panne“. Wieder Motorschaden, wieder Sandpiste, wieder Gluthitze. Kinder kommen angerannt: „Salut Vazaha. Donne-moi l’argent! Donne-moi T-Shirt!“ – „Gib mir Geld, gib mir T-Shirt“, rufen sie. Immer wieder. Schließlich sage ich zu ihnen: „Donne-moi l’argent! Donne-moi T-Shirt!“ Immer wieder. Sie verstehen nicht. Verstummen. In der Ferne wirbelt eine Staubwolke auf. Ein Jeep nähert sich. Wir steigen ein. Die Kinder bleiben zurück. Stumm. Salut Vazaha.

Weniger Lohn

Madame und Monsieur Ramangasalama wohnen in einem Haus auf dem Campus der Universität von Tuléar, umsonst. Miete zu zahlen, können sie sich nicht leisten. Nur Madame verdient zur Zeit Geld, als Lehrerin am Collège Français in Tuléar. Monsieur hat seinen Job als Dozent an der französischen Schule verloren, nachdem er sich beklagt hatte, dass weiße Kollegen, die teilweise schlechter ausgebildet seien als er, grundsätzlich mehr Lohn kriegen würden als madagassische Dozenten. Als er daraufhin sein Recht einklagte, musste er gehen. Französisch sprechen sie zur Zeit nicht mehr so gerne. Salut Vazaha. Mit mir reden sie lieber deutsch, fließend, akzentfrei. Sie haben es beide während ihres Studiums in Deutschland gelernt.

Wellenritt

Hinter dem Horizont, der vom Café Pecheur, oben auf der Düne neben dem Libanona Beach in Fort Dauphin, aus zu sehen ist, fällt jeden Abend galant die Sonne ins Meer. Die Holzveranda des kleinen Cafés könnte der Panoramaplatz der Götter sein. Über mehrere hundert Meter rollen die Wellen unauf-

hörllich an den Strand. Die wenigen Besucher, die jetzt im Café sitzen, trinken und genießen. In den Wellen unten tauchen zwei Delphine auf und beginnen ihren Ritt über die Wogen. In aller Eleganz. In aller Ruhe. In aller Stille. „Mann, det find ick irre“, brüllt ein Berliner neben mir. Salut Vazaha.

Radioshow

Sonntags abends läuft in Fort Dauphin die Brother-Radioshow. Ziel der Sendung ist: Musik. Hier darf jeder, der ins Studio kommt, einen Hit seiner Wahl auflegen lassen. Die meisten, die kommen, sind Vazahas: Belgier, Franzosen, Amerikaner, Engländer, Italiener oder Deutsche. Sie betreuen ein Forschungs- oder Entwicklungsprojekt in der Stadt. Oft ist nur der DJ Madagasse. Salut Vazaha. Die Gute-Laune-Show hat bei den Hörern Erfolg. Noch beliebter ist sie jedoch bei den Moderatoren, denn der redaktionelle Ablauf ist Party pur: Den ausgewählten Song in der jeweiligen Landessprache anmoderieren, im Studio tanzen und Rum trinken. Wenn keiner mehr kann, ist die Sendung zu Ende. Oft erst spät in der Nacht, wenn die meisten Madagassen schon längst schlafen. Salut Vazaha.

Im Supermarkt

Der Supermarkt neben dem Anwesen des französischen Großgrundbesitzers de Heaulme ist der modernste in Fort Dauphin. Die Luft, die sich drinnen ansammelt, ist heißer, als die Mittagshitze draußen. Es gibt weder Ventilator noch Klimaanlage. Ein Mann im Eingang quasselt unaufhörlich auf Französisch in ein Mikrofon, macht Werbung für die Produkte. Quasseln für Vazahas. Die Frau an der Kasse gibt statt Münzen Bonbons als Wechselgeld heraus. Auf sie freuen sich draußen schon die wartenden Kinder des Dorfes. Salut Vazaha.

Regenflut

Als wir um 15 Uhr endlich im Minibus saßen, um nach Tana zurückzufahren, war es zu spät. Der Regen hatte begonnen. Mit 30 Mitgliedern des „jeune chambre économique“, den madagassischen Wirtschaftsunioren, hatte ich einen Ausflug, etwa 20 Kilometer südlich der Hauptstadt, unternommen. Salut Vazaha. Wir mussten jetzt zurück. Sonst wäre die Dunkelheit noch erschwerend hinzugekommen. Der Regen prasselte und schlug mit tausend kleinen Hämmerchen gegen den Wagen. Im Bus erzählten sich die Madagassen Witze. Witze über das Wetter. Nach zehn Minuten war der rote Laterit der Straße aufgeweicht. Regenwasser füllte die Furchen. Der Bus rutschte mehr als er fuhr, schlitterte den Weg hinab. Den Weg hinauf drehten die Räder immer mehr durch. Dann die 30 Meter lange Anhöhe. Der Fahrer gab Gas, die Räder liefen heiß, Matsch spritzte in alle Richtungen, auf halbem Weg blieben wir stehen, es ruckte, der Wagen begann zu kippen und rückwärts zu rutschen. Der Fahrer lenkte gegen, dann verloren wir das Gleichgewicht, kippten, ein Schrei, jeder krallte sich in Erwartung

von splitternden Scheiben und Schlägen gegen den Körper irgendwo fest, verkrampft. Doch es krachte nicht. Wir kippten nicht. Der Bus war stehen geblieben. Irgendwo in der Schräge. Warum, wusste keiner. Alle raus. Wie aus vollen Schläuchen schüttet der Regen nun auf uns nieder. Der Weg war inzwischen ein Sturzbach. Schieben hatte keinen Sinn. Wir mussten warten. Die meisten rannten zu der Hütte eines Bauern, die für alle jedoch zu klein war. Als der Regen nachließ, schoben wir den Bus den Hang hinauf. Alle Mann rein. Pitschnass. Bereits kurz nach der Abfahrt begannen die Madagassen, sich wieder Witze zu erzählen. Witze über das Wetter. Salut Vazaha.

Damenwahl

Auf der Insel Ste. Marie treffe ich in Ambodifotatra einen Luxemburger. Neben ihm seine Freundin, eine Madagassin. Er hat sie gestern kennengelernt. Am nächsten Morgen sieht sie mich am Hafen und hakt sich ohne zu fragen bei mir ein. Salut Vazaha. Wo der Luxemburger ist, interessiert sie nicht mehr.

In Ambatoloaka, auf Nosy Be, setzt sich ein madagassisches Mädchen neben mich an den Tisch im Restaurant. Salut Vazaha. Sie bleibt mir den ganzen Abend auf den Fersen. Drei Wochen später steige ich in Sambava, eine Flugstunde von Nosy Bé entfernt, auf der Straße in ein Taxi. Drinnen sitzt bereits eine junge Dame. Salut Vazaha. Es ist das Mädchen aus Nosy Bé.

In Tana treffen wir in einer Disco drei junge Madagassinnen. Sie kennen uns. Salut Vazaha. Sie haben uns in Fort Dauphin gesehen. Eine gute Flugstunde von Tana entfernt. Sie waren dort in Begleitung einiger Vazahas. Seit ein paar Tagen sind die Mädchen wieder zurück. Allein. Ihren Flug haben die Vazahas bezahlt.

An der Küste in Diego-Suarez kommt in einer Bar eine junge Madagassin auf mich zu. Salut Vazaha. Sie ist hübsch. Sie fragt, wie lange ich bleibe. Ich sage, morgen fahre ich. Sie schweigt, lächelt, verabschiedet sich höflich und geht. Ich sehe sie nicht wieder.

In Tana treffe ich in einem Hotel eine Merina, eine Madagassin vom Hochland. Salut Vazaha. Ich frage sie, ob sie sich mit mir zum Essen verabreden möchte. Sie sagt ja. Zu dem Treffen ein paar Tage später kommt sie nicht. Ich rufe sie an und frage, wo sie geblieben ist. Sie sagt, es schicke sich für eine Merina nicht, mit einem vollkommen Unbekannten auszugehen.

La bonne

In Fort Dauphin suche ich ein Zimmer. An der Rezeption des Hotels Libanona komme ich mit Aimée, einer Madagassin, ins Gespräch. Sie hat ein Haus aus Stein am Strand und bietet mir ein Zimmer an. Ich bin skeptisch, besich-

tige es, willige ein. Nun wohne ich dort zur Miete. Das Zimmer ist schlicht möbliert, hat Vorhänge und einen Palisanderfußboden. Die Holztür mit den Glasfenstern führt zu einer kleinen Veranda hinaus, unter deren Dach der Wind des Indischen Ozeans pfeift und von der ich das Meer mit seinen tanzenden Gischtkronen sehe. Von der Veranda schaue ich hinunter auf die „Bonne“, das Hausmädchen, das an dem Brunnen die Wäsche wäscht. Die Sonne wärmt ihr die Stirn, die Augen, die nackten Füße. Seit Jahren arbeitet sie schon in diesem Haus. Fast jeden Tag kommt sie und macht die Wäsche. Für eine Stunde oder zwei. Und immer, wenn sie das letzte Hemd oder das letzte Tuch aufgehängt hat, setzt sie sich auf den Boden, in den Schatten, den die kleine Hütte neben dem Brunnen wirft, und streicht ihre bunte Schürze über den Beinen glatt. Sie sitzt und blickt hinaus aufs Meer. Immer nur für einen Augenblick. Ich kenne sie kaum. Wir sprechen so gut wie nie miteinander. Sie kann nur Madagassisch, und ich verstehe es nicht. Sie hat die Hände in ihren Schoß übereinander geschlagen und ihren Kopf an die Hütte gelehnt. Das fußhohe grügelbe Gras weht im Wind. Die Luft ist bläulich milchig. Die Wellen streicheln die Wolken und der Himmel das Meer. Es ist nur ein Augenblick, doch ein Augenblick, so lang wie ein Tag. Irgendwo am Ende oder irgendwo am Anfang der Welt. Salut Vazaha.

Misaotra – Danke

Für Betreuung, Begleitung, Hilfe, Gespräche, Großzügigkeit und Freundschaft danke ich Erdmuthe Op de Hipt und der Heinz-Kühn-Stiftung, Friedrich Kramme-Sterrose, Dominique Rakotomalala und der Friedrich-Ebert-Stiftung, Père Raymond Rambatoson s.j. und Père Pedro Opeka, Ellie Rajaonarison und Moks N. Razafindramiandra, Christian Chadeaux, Hubert Rauch, Gabi Kecker und Docteur Hantanirina Andrianasy, Bettina Fong Yam, Johnny Randrianaly und Franz Stadelmann, Aina und Vincent, Mina Falisoa, Pascal Lopez, Jessica Martin, Florian und Sophie Ageorges, James Redshaw und Florence Aimée Ravelomanana.